

Okttoberheft 1918.

43. Jahrgang

Preis 2 Mk.



Eine deutsche Monatsschrift, herausgegeben von
Ludwig Stein

Aus dem Inhalt dieses Heftes:

Bildnis und eigenhändige Unterschrift des Geh. Medizinalrats Professor Dr. Leopold Landau.

Professor Dr. Ludwig Stein: Diplomat, Politiker, Staatsmann.

Dr. Richard Müller-Freienfels: Die Wertprinzipien in den Geschichtswissenschaften.

Heinrich Walter: Die „Freiheit der Meere“ als Menschheitssehnen.

P. Hoche: Wirtschaftliche Neuordnung.

O. Sperber: Die Stellung Deutschlands im angedrohten Wirtschaftskriege.

C. Brackmann: An der Schwelle des neuen Ostasiens.

Martin Winkler: Die Semstwowverfassung. Ein Beitrag zu den ersten Kämpfen gegen den Absolutismus in Russland.

Dr. jur. Kurt Ed. Imberg: Persien.

Dr. Eugen Meiler: Unser russisches Auslandsdeutschum am Wanderstabe. Gesammelte Mitteilungen und Rückblicke.

Arthur Dix: Rumänien vor und nach dem Kriege.

Dr. A. von Wilke: Die Memoiren des Cornelis de Witt.

Dr. Willy Berthold: Zur Behandlung der Nichtwählerstimmen.

Walter Wolff: Kriegsgedichte.

Erich Hoogestraat: Marcia funebre.

Dr. Ernst Barthel: Goethes Farbenlehre.

Dr. Carl Vogl: Sir Oliver Lodge's „Raymond oder Leben und Tod.“ Referat und Kritik. (Fortsetzung).

Johann Arany: Die Festschänder. — Ritter Bor. Aus dem Ungarischen übersetzt von Professor Friedrich Lám.

Friedrich Freksa: Der Kamin. Aus der Chronik eines Wölvredorfes (Fortsetzung).

Rundschaun.

Preis pro Heft 2 Mk., pro Quartal (3 Hefte) 6 Mk., pro Jahrg. (12 Hefte) 24 Mk.
Verlag der Schles. Buchdruckerei v. S. Schottlaender A.-G., Breslau III.

seratenannahme durch unsere Geschäftsstelle, Berlin W. 10, durch unsern Verlag
reslau III, sowie durch Rudolf Mosse, Berlin und die bekannten Annoncenexpeditionen.



Nr inw. 110-010368

Oktober 1918.

Nr inw. ~~czos.~~ 1311

Inhalt.

	Seite		Seite
Bildnis und eigenhändige Unterschrift des Geh. Medizinalrats Professor Dr. Seppold Sandau	2	Dr. A. von Wille Die Memoiren des Cornelis de Witt . . .	63
Professor Dr. Ludwig Stein Diplomat, Politiker, Staatsmann . . .	5	Dr. Willy Berthold Zur Behandlung der Nichtwählerstimmen .	66
Dr. Richard Müller-Freientels Die Wertprinzipien in den Geschichts- wissenschaften	9	Walter Wolff Kriegsgebichte	71
Heinrich Walter Die „Freiheit der Meere“ als Mensch- heitssehnen	17	Erich Doogestraat Marcia funebre	74
P. Hoge Wirtschaftliche Neuordnung	19	Dr. Ernst Barthel Goethes Farbenlehre	76
D. Sperber, Berlin Die Stellung Deutschlands im angedrohten Wirtschaftskriege	23	Johann Arann Die Feischänder. — Mitter Vor. Aus dem Ungarischen überjert von Prof. Friedrich Lam	79
E. Bradmann An der Schwelle des neuen Ostasiens .	28	Dr. Carl Vogl Sir Oliver Lodge's „Raymond oder Leben und Tod“. Referat und Kritik. (Fortsetzung)	82
Martin Winkler Die Semitismenfassung. Ein Beitrag zu den ersten Kämpfen gegen den Absolutis- mus in Rußland	35	Friedrich Fretia Der Kamin. Aus der Chronik eines Wobredorfes. (Fortsetzung)	90
Dr. jur. Kurt Ed. Imberg Persien	43	Rundschau: Politisch-wirtschaftliche Rundschau (Dr. A. Giffen)	96
Dr. Eugen Meller Unser russisches Auslandsdeutschtum am Wanderstabe. Gesammelte Mitteilungen und Mitblicke	49	Rundschau der Kriegsliteratur XXXVII (Dr. jur. Kurt Ed. Imberg)	100
Arthur Dix Rumanien vor und nach dem Kriege . .	55	Literarische Rundschau (Prof. Dr. Heinrich Brömme)	106
		Kulturelle Rundschau (Hans Brecht) . .	110

Die Monatschrift „Nord und Süd“ erscheint am 1. jedes Monats.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark, Einzelhefte 2 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Inseraten-Annahme

durch unsere Geschäftsstelle, Berlin W. 10, Lützowufer 5a; durch unsern Ver-
lag, Breslau III; ferner durch die Firma Rudolf Mosse und die bekannten
Annoncen-Expeditionen.

Insertionspreis: pro 46 mm breite Zeile (Rudolf Mosse's Normal-Zeilenmesser
No. 5) 70 Pf.

Akc N N-6 2001 C2 Akc W Nr 7 M C2

Eingegangene Bücher:

- Audnal, L.**, Der Holzweg. Ein Berliner Roman. Zweite Auflage. Berlin, Erich Reiß, 1918.
- Bavink, Dr. B.**, Einführung in die organische Chemie. (Natürliche und künstliche Pflanzen- und Tierstoffe.) Zweite, vollständig umgearbeitete Auflage. (Aus Natur und Geisteswelt. 187. Bändchen). Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1918.
- Becher, Johannes R.**, Die Heilige Schar. Gedichte. Leipzig, Insel Verlag, 1918.
- Charmatz, Richard**, Österreichs innere Geschichte von 1848 bis 1895.
1. Die Vorherrschaft der Deutschen.
2. Der Kampf der Nationen.
Dritte, veränderte Auflage. (Aus Natur und Geisteswelt. 651. und 652. Bändchen). Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1918.
- Charmatz, Richard**, Geschichte der auswärtigen Politik Österreichs im 19. Jahrhundert.
1. Bis zum Sturze Metternichs.
2. 1848 bis 1895.
Zweite veränderte Auflage. (Aus Natur und Geisteswelt. 653. und 654. Bändchen). Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1918.
- Charmatz, Richard**, Österreichs äußere und innere Politik von 1895 bis 1914. (Aus Natur und Geisteswelt. 655. Bändchen). Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1918.
- Delacroix, Eugène**, Briefe II. 1847—1863. Deutsch von Wilhelm Stein. Basel, Benno Schwabe & Co., 1918.
- Deutsche Märchenspiele.** Nr. 1. Die zertanzten Schuhe. Für die Märchenspiele der künstlerischen Volksbühne schlicht und getreu nach dem Märchen der Gebrüder Grimm in Handlung und Reim gebracht von Max Gümbel-Seiling. Nr. 2. Gevatter Tod. Für die Märchenspiele der künstlerischen Volksbühne nach Grimms Märchen in Rede und Handlung gesetzt von Max Gümbel-Seiling. Nr. 3. Bruder Lustig. Für die Märchenspiele der künstlerischen Volksbühne schlicht und getreu nach Grimms Märchen in Handlung und Rede gesetzt von Max Gümbel-Seiling. Nr. 5. Das tapfere Schneiderlein. Für die Märchenspiele der künstlerischen Volksbühne nach dem Märchen der Gebrüder Grimm in Handlung und Reim gebracht von Max Gümbel-Seiling. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1918.
- Deutsche Volksspiele des Mittelalters.** Nr. 1. Spiel vom Sündenfall. Paradiessspiel aus Oberufer bei Preßburg. 14. Jahrhundert. Mitgeteilt von K. J. Schröder. Nr. 2. Totentanz. Bilderszenen nach Drucken des 15. Jahrhunderts zusammengestellt und für die Bühne eingerichtet von Gottfried Haas-Berkow und Max Gümbel-Seiling. Mit Bildern von Leni Czapski. Nr. 3. Christgeburtsspiel aus Oberufer bei Preßburg. Mitgeteilt von K. J. Schröder. Nr. 4. Seth. Die goldene Legende der Verheißung in szenischen Vorgängen ausgesprochen von Max Gümbel-Seiling. Mit einer Zeichnung von Thadäus Rychter. Nr. 5. Das Buch Ruth in Wort und Bild unter Hinzufügung biblischer Psalme zur Harfe eingerichtet von Max Gümbel-Seiling. Mit Bildern nach J. Schnorr von Carolsfeld. Nr. 6. Theophilus. Der Faust des Mittelalters. Die Legende und das Schauspiel in der Übertragung von Max Gümbel-Seiling. Mit drei Zeichnungen von Hans Wildermann. Nr. 7. Das Niederdeutsche Osterspiel aus Redentin vom Jahre 1464 in der Übertragung von Max Gümbel-Seiling (als bühnengemäße Ausgabe). Nr. 9. Totentanz-Spiel. Für die Aufführungen der künstlerischen Volksbühne eingerichtet von Max Gümbel-Seiling. Mit Zeichnungen von Gertrud Hoerner. Nr. 10. Ein hübsch Spiel von St. Georg und des Königs von Lybia Tochter und wie sie erlöst ward. Nach der Augsburgers Handschrift aus dem 15. Jahrhundert übertragen von Max Gümbel-Seiling. Mit Umschlagzeichnung nach Albrecht Dürer. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1917 u. 1918.

- Döblin, Alfred**, Wadzeks Kampf mit der Dampfturbine. Roman. Berlin, S. Fischer, 1918. M. 7.50 (10.—)
- Goering, Reinhard**, Der Erste. Schauspiel. Berlin, S. Fischer, 1918.
- Heubner, Hermann**, König Marke. Schauspiel in 5 Akt. Berlin-Charlottenburg, Axel Juncker, M. 3.—
- Holitscher, Arthur**, Bruder Wurm. Berlin, S. Fischer, 1918.
- Knudsen, Hans**, Der Dichter Hermann Burte. (Die Zeitbücher, Band 86) Konstanz, Reuß & Itta. M. 0.70
- Kockjoy, P.**, Heimatglocken im Wellensturm. Dichtungen. Brandenburg (Havel), Neuland-Verlag.
- Kretschmer, Paul**, Wortgeographie der hochdeutschen Umgangssprache. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1918. M. 24.— (27.—)
- Kriegsnovellen.** Neunter Band. Mit Beiträgen von H. Fr. Blunck, J. Götz, M. Lampel, H. O. Oehlke, M. Proskauer, H. Rolf, H. Unger, H. Wantoch, Heinz Welten. Leipzig, Ph. Reclam jun.
- Lothar, Rudolf**, Die Metternich-Pastete. Ein appetitliches Lustspiel in drei Gängen. Leipzig, Ph. Reclam jun.
- Marold, Prof. Dr. K.**, Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg. Eine Auswahl aus dem höfischen Epos mit Anmerkungen und Wörterbuch. Dritte, verbesserte Auflage, besorgt von Dr. H. Jantzen. (Sammlung Götschen, Band 22). Berlin und Leipzig, G. J. Götschen'sche Verlagshandlung G. m. b. H., 1918.
- Nansen, Peter**, Des Lebens Lust. Novellen. Berlin, S. Fischer, 1918. M. 3.50 (5.—)
- Neisser, Arthur**, Gustav Mahler. Musiker-Biographien, 35. Band. Leipzig, Ph. Reclam jun.
- Pilz, Hermann**, Monolescu, der Fürst der Diebe. Berühmte Kriminalfälle. Nach dem Neuen Pitaval und anderen Quellen. Herausgegeben von Dr. Max Mendheim. Zwölftes Bändchen. Leipzig, Ph. Reclam jun.
- Roethe, Gustav**, D. Martin Luthers Bedeutung für die deutsche Literatur. Ein Vortrag zum Reformations-Jubiläum, Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1918. M. 1.20
- Rose, Max**, Einleitung in die Funktionentheorie. (Die komplexen Zahlen und ihre elementaren Funktionen). Zweite, verbesserte Auflage. (Sammlung Götschen, Band 584). Berlin und Leipzig, G. J. Götschen'sche Verlagshandlung G. m. b. H., 1918.
- Schachinger, Coelestin**, Ertragreiche Bienenzucht. Eine kurzgefaßte Anleitung. (Ratgeber-Bücherei. Mein Sonntagsblatt Nr. 37). Neutitschein — Wien — Leipzig, Verlag der L. V. Enders'schen Kunstanstalt.
- Schendell, Werner**, Parteien. Drama in fünfzehn Szenen. Berlin, S. Fischer, 1918.
- Schumacher, Prof. Dr. Hermann**, Die Lösung der belgischen Frage. Der deutsch-belgische Wettbewerb und seine Regelung. Leipzig, Verlag von S. Hirzel, 1918.
- Strecker, Karl**, Der Pfeifenkönig. Ein Roman aus der Gegenwart. München, C. H. Beck'sche Verlagshandlung, Oskar Beck 1918.
- Verwey, Albert**, Gedichte. Übertragen von Paul Cronheim. Leipzig, Insel-Verlag, 1917.
- Voigt, Prof. Dr. Alwin**, Deutsches Vogelleben. Zugleich als Exkursionsbuch für Vogelfreunde bearbeitet. Zweite Auflage. (Aus Natur und Geisteswelt. 221. Bändchen). Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1918.
- Walden, Herwarth**, Kind. Tragödie. Berlin, Verlag der Sturm, 1918. M. 3.—
- Menschen. Tragödie. M. 3.—
- Trieb. Eine bürgerliche Komitragödie. Berlin, Verlag der Sturm, 1918. M. 3.—
- Walzel, Oskar**, Deutsche Romantik. Vierte Auflage. (Aus Natur und Geisteswelt. 232. und 233. Bändchen). Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1918. M. 2.40 (3.—)
- Weber, Georg**, Weltgeschichte, in zwei Bänden, vollständig neu bearbeitet von Ludwig Rieß. Erster Band: Altertum und Mittelalter. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann, 1918.

Schriftsteller! Komponisten!

Bühnenwerke, Erzählungen, Märchen, Gedichte, wissenschaftliche Arbeiten sowie neue Kompositionen übernimmt Verlag Aurora, Dresden-Weinböhla.

Im Neu-Buddhistischen Verlag (Dr. Paul Dahlke. — Berlin-Wilmersdorf) erscheint vom Januar 1918 ab die Neu-Buddhistische Zeit-

schrift. Das Ziel, welches sie verfolgt, weicht nicht unwesentlich von dem Ziel der früheren Buddhistischen Zeitschriften ab. Diese letzteren wollten der

Geschichte des Kulturkampfes im Deutschen Reiche

Im Auftrage des Zentralkomitees für die General-
versammlungen der Katholiken Deutschlands von

Dr. J. B. Krißling. Drei Bände. 8^o

- I: Die Vorgeschichte. (X u. 486 S.) M 6.50; geb. in Leinwand M 7.50
II: Die Kulturkampfgesetzgebung 1871—1874. (VIII und 494 S.)
M 6.50; geb. M 7.50
III: Der Kampf gegen den passiven Widerstand — Die Friedens-
verhandlungen. (VI und 474 S.) M 6.50; geb. M 7.80

„... Diese Geschichte des Kulturkampfes verdient die beste Empfehlung. Kein Priester
und kein gebildeter Laie sollte sie ungelesen lassen.“

(Konrad Kirch S. J.)

„Guizot hat einmal gesagt: ‚Nichts ist so unbekannt als die Geschichte von ehedem.‘
Dies Wort gilt auch vom deutschen Kulturkampf: er ist dem heutigen Geschlechte so gut wie
unbekannt. Um so mehr tut es not, ihn kennen zu lernen. Dazu ist die vorliegende drei-
bändige Geschichte des deutschen Kulturkampfes ein geeignetes Mittel; sie bietet ein großes
Material in guter Übersicht und lesbarer Darstellung...“

(Aus Beitrag zur Bayr. Kirchengeschichte. Bd. XXIII, Heft 3 [Riefer, Erlangen].)

„... Es ist ein umfangreiches, gegen 1500 Seiten starkes, auf emsiger Quellenforschung
beruhendes Werk, das die Katholikenversammlung hat herausgeben lassen. Damit ist es als
ein katholisches Geschichtswerk gekennzeichnet, und zwar, da es von einer der hauptsächlich
beteiligten Seiten ausgeht, auch als ein Parteiverk. Diese Feststellung kann aber die An-
erkennung nicht hindern, die wir schon bei früherer Gelegenheit ausgesprochen haben, daß der
Verfasser sich Maß auferlegt hat und leidenschaftsloser Darstellung bemüht. Er bringt auch
Material herbei, das für andere kaum zu erreichen gewesen wäre. Jedenfalls wird, wer sich
über die harten, bitteren innerpolitischen Kämpfe der siebziger Jahre unterrichten will, an
dieser katholischen Darstellung nicht vorübergehen können, die am Schlusse den Sieg der
katholischen Kirche geschildert, möglichst durch nichtkatholische Stimmen, verkündet läßt...“

(Der Reichsbote, Berlin 1916, Nr. 364.)

„... Krißlings Werk hat die Kulturkampfgeschichte mächtig gefördert. Geschrieben mit
dem wünschenswerten Maße abgeklärter Objektivität, nie die Wege der Polemik betretend,
gestützt auf zuverlässigstes, vielfach neues, stets treu vom Verfasser verwaltetes Quellen-
material und eine umfangreiche Literatur wird es jedem, der es studiert, wertvolle politische
Belehrung bieten, auch denen, die andere Auffassungen vertreten...“

„... Krißling hat ein Werk geschaffen, welches sowohl im großen wie in den Einzel-
heiten über jene bedeutsame Zeit trefflich orientiert...“

(Theologie und Glaube, Paderborn 1917, Heft 4 [v. Tenschhoff].)

Verlag von Herder zu Freiburg i. Br.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Hauptsache nach die Lehre des Buddha selber und Tatsachenmaterial über den Buddhismus bringen. Das will die neue Zeitschrift auch, aber sie hat sich außerdem die Aufgabe gestellt, den Buddhismus als Lebens- und Wirklichkeitslehre zu zeigen und darzutun, daß er als solche auch für unsere Zeit von aktueller Bedeutung ist. Ihn in dieser Form als angewandten oder praktischen Buddhismus zu zeigen, ist die Hauptaufgabe der Neu-Buddhistischen Zeitschrift.

Der Herausgeber hat die gleiche Aufgabe bereits in früheren Jahren mehrfach in Buchform zu lösen gesucht. Seine Werke „Buddhismus als Weltanschauung“ und „Buddhismus als Religion und Moral“ dienen der Aufgabe, den Buddhismus in dieser aktuellen Bedeutung zu zeigen. Er ist jahrelang in den buddhistischen Ländern, vor allem in Ceylon und Birma gereist, hat die Lehre überall da studiert, wo sie am reinsten quillt, und weiß, daß der Buddhismus, den er bringt, das uralte, reine Buddhawort ist; aber in einer Form, die seinem Unternehmen das Anrecht auf Beachtung gibt.

Die Zeitschrift erscheint vierteljährlich in einer Stärke von sechs Bogen. Preis des Einzelheftes 3 Mark 50 Pfg., Jahrespreis 12 Mark. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder vom Verlag.

„Das Buch ist schlechthin ein literarisches Ereignis“

so schreiben die „Hamburger Neueste Nachrichten“ vom
6. Juni 1918 über das

Karl=May= Jahrbuch 1918

Herausgegeben von

Dr. Rudolf Beißel und Fritz Barthel.

Mit farbigem Umschlag und zahlreichen Bilderbeilagen.

Preis 5 Mk.

Das Jahrbuch will nicht nur dem viel umstrittenen Reiseschriftsteller Karl May eine gerechte Würdigung erwirken, es ist überhaupt ein Vorkämpfer jener erotisch-romantischen Dichtungsart, die ihren Anfang bei unseren Heldenagen nimmt, in Defoe, Cooper, Sealfield ihre Fortsetzung findet, und deren letzter großer Vertreter eben Karl May ist. Das Jahrbuch ist reich an Beiträgen aus allen einschlägigen Gebieten — literarischen, erds- und völkerkundlichen, pädagogischen —, ebenso reich aber an spannenden Erzählungen und Skizzen, darunter einigen von Karl May selbst. Es fesselt von der ersten bis zur letzten Seite.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender A.-G., Breslau III.

Verlag v. S. Schottlaender A.-G., Breslau III.

Ein neues sozial-politisches Werk:

Völker der Zukunft

im Lichte normalistischer Weltanschauung

von **August Adelsberger.**

Ein Werk für die ganze Menschheit. — Ein Aufruf zur Besinnung und Vernunft.

Preis hochlegant broschiert Mk. 4.— Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Heinrich Mohr

„... Heinrich Mohr ist nicht in erster Linie geworden, sondern geboren. Er verdankt seine Kraft dem Umstande, daß Umwelt und Lebensweg ihm selbst so viel germanisches Blut und so offene deutsche Augen geben, daß er die Gottesgabe eines echt germanischen Empfindens und die Fähigkeit seiner bewußten Aussprache erhielt. Sein Verdienst ist es, daß er auf der Selbst-erkenntnis dieser seiner Eigenart eine Lebensaufgabe aufbaute. In der Lösung dieser Lebensaufgabe liegt nun bei Mohr eine Eigentümlichkeit. Die echten und dauerndsten Gaben seines Innern gaben ihm wohl eine treue, stetig wachsende Gemeinde, aber nicht den Ruhm der Weltbühn. Erst die losen Blätter, die ihn aus seiner eigentlichen, natürlichen Lebensaufgabe herausrissen und nur den vorübergehenden Zweck für die Kriegsjahre haben, wiesen ihm einen Platz unter den Namen, die geschichtlich bleiben. Und doch schöpfen diese Predigten des „Feldpredigers der deutschen Armee“ ihre Kraft und Volkstümlichkeit nur aus der Vorkriegszeit Mohrs. ... Der Einsiedler in grüner, verschwiegener Waldesinsamkeit, der stille Mystiker ward von der Stimme eines weltererschütternden Völkerschicksals berufen, in seinem kleinen Herrgottswinkel mit einem Schlag an der Erneuerung seines ganzen Volkes zu arbeiten. Es wird Mohrs schönes Vorrecht sein, Büchlein zu ersinnen, die das Volk, und zwar das ganze Volk, lieft und lebt.“

(Die Bücherwelt, Köln 1916/1917, Nr. 3.)

Die Rache des Herrn Ulrich und andere Geschicklein. 8° (94 S.)

Sieben Erzählungen, deren jede eine besondere Seite im Völkergemüte zu genugsamem Klang anschlägt. — Neu!

Das Dorf in der Himmelskugel.

Sonntagsbüchlein für schlichte Leute. 18.—22. Tausend. 12° (256 S.) Geb. M 2.50

Die Seele im Herrgottswinkel.

13.—18. Tausend. 12° (272 S.) Geb. M 2.50

Deutsche Volksbücher. Herausgegeben von Heinrich Mohr. 8°. 3 Bändchen. Geb. je M 1.20 — Neu!

1. Bchn.: Historie von der unschuldigen, bedrängten hl. Pfalzgräfin Genovefa. (74 S.)
2. Bchn.: Geschichte des ewigen Juden und Geschichte des Doktor Faustus. (74 S.)
3. Bchn.: Der arme Heinrich und Historie von der wunderlichen Geduld der Gräfin Griselidis. (76 S.)

Die bunte Welt der alten deutschen Volksbücher, erfüllt von Wundern und Abenteuern, sanfter Herzensrührung und derber Fröhlichkeit, öffnet sich hier in ursprünglicher und reiner Form an Stelle von verstümmelten und verwilderten Fassungen.

Der Held in Wunden.

Gedanken und Gebete. Mit 11 Bildern von Joseph v. Führich. 3. Aufl. 24° (128 S.) Geb. 60 Pf. 50 Stück M 25.—

Der Harrenbaum. Deutsche Schwänke aus vier Jahrhunderten. Für das Volk gesammelt und sprachlich erneuert. 13.—16. Tausend 12° (370 S.) Geb. M 3.60. Felbausgabe in 2 Teilen je M 1.40

Die Heimat. Ein Buch für das deutsche Volk. Herausgegeben von Heinrich Mohr. Buchschmuck von Rolf Winkler. gr. 8° (250 S.) Felbausgabe M 3.80; geb. M 4.50

Stimme der Heimat. 8° (Wöchentlich 4 S.) 25 Stück 50 Pf.; Nr. 1 bis 50, 51—100, 101—150 in Mappen je M 1.20

Der Kriegszug der sieben Schwaben.

Eine ergötzliche Historie. Von Ludwig Urbacher. Herausgegeben von Heinrich Mohr. 7.—12. Tausend. 12° (128 S.) Kart. M 1.—

Kriegsschwänke aus alter Zeit.

7.—13. Taus. 12° (124 S.) Kart. M 1.—

Der Rosengarten. Auslese aus den Werken des Martin von Cochem. Von H. Mohr. 2. Aufl. (348 S.) Geb. M 2.80

Herdersche Verlagshandlung zu Freiburg i. Br.

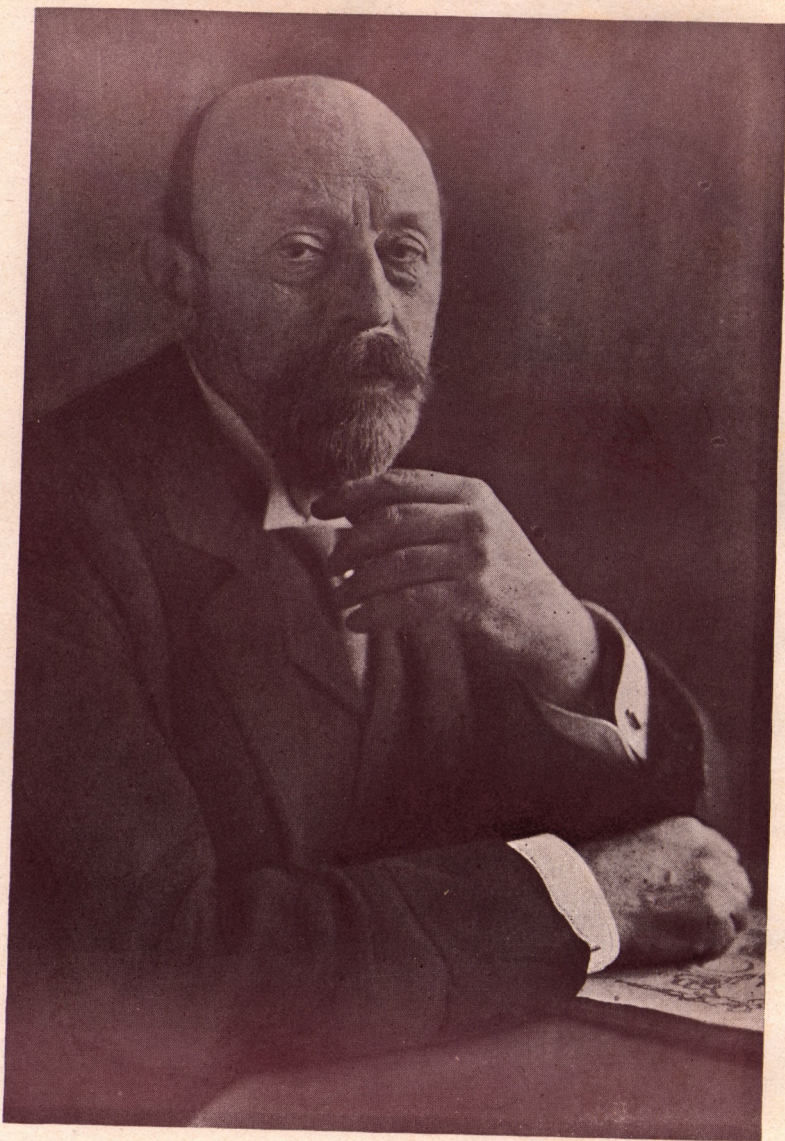
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.



==== Inseraten-Annahme =====

durch unsere Geschäftsstelle, Berlin W.10, Lützowufer 5a; durch unsern Verlag, Breslau III; ferner durch die Firma: Rudolf Mosse und die bekannten Annoncen-Expeditionen.

Insertionspreis: pro 46 mm breite Zeile (Rudolf Mosse's Normal-Zeilenmesser No. 5) 70 Pf.



L Landau

Bildnis und eigenhändige Unterschrift des Geh. Medizinalrats
Professor Dr Leopold Landau.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein



Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig
C. F. Steinacker.

München
Berthold Sutter.

Berlin W. 10

Budapest

Kopenhagen

Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. Erslev & Hasselbalch.

Stockholm

C. E. Frize, Librairie Royale.

Christiania

Jacob Dybwad Buchhdlg.

Konstantinopel

Internat. Buchhandl. Otto Reil.

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Urfins Nachfolger, Kopenhagen.

für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Hermann Paur, Zürich I.

Generalvertretung für Holland: W. B. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

43. Jahrgang. Band 167. Heft 529. Oktober 1918.

Journal of the American Medical Association

Published Weekly, except on Sundays and Public Holidays

Subscription Price, \$5.00 per Annum in Advance

Single Copies, 15 Cents

Entered as Second-Class Matter, October 3, 1917

Postage Paid at Chicago, Ill.

Acceptance for mailing at Special Rate of Postage provided for in Act of October 3, 1917

Postmaster: This publication is published weekly, except on Sundays and Public Holidays

Postage paid at Chicago, Ill.

Postmaster: This publication is published weekly, except on Sundays and Public Holidays

Postage paid at Chicago, Ill.

Postmaster: This publication is published weekly, except on Sundays and Public Holidays

Postage paid at Chicago, Ill.

Postmaster: This publication is published weekly, except on Sundays and Public Holidays

Postage paid at Chicago, Ill.

Postmaster: This publication is published weekly, except on Sundays and Public Holidays

Postage paid at Chicago, Ill.

Postmaster: This publication is published weekly, except on Sundays and Public Holidays

Postage paid at Chicago, Ill.

Postmaster: This publication is published weekly, except on Sundays and Public Holidays

Postage paid at Chicago, Ill.

Postmaster: This publication is published weekly, except on Sundays and Public Holidays

Postage paid at Chicago, Ill.

Postmaster: This publication is published weekly, except on Sundays and Public Holidays

Postage paid at Chicago, Ill.

Postmaster: This publication is published weekly, except on Sundays and Public Holidays

Postage paid at Chicago, Ill.

Professor Dr. Ludwig Stein: Diplomat, Politiker, Staatsmann.

Der Diplomat muß klug, der Politiker geschickt, der Staatsmann weise sein, wenn sie anders jene Aufgaben restlos erfüllen sollen, die ihrem verantwortungsvollen Berufe obliegen. Beim Diplomaten kommt es auf die Fingerspitzen, beim Politiker auf das Temperament, beim Staatsmann auf den Charakter an. Wir sprechen hier nicht vom Durchschnitt, wie er in Wirklichkeit ist, sondern von jener idealen Forderung, die gestellt werden muß, wenn die zu politischer Bewußtheit und Selbstleitung erwachten Völker ihre Schicksale den Händen ihrer Diplomaten, Politiker und Staatsmänner furchtlos anvertrauen sollen. Es soll hier nicht untersucht werden, woher die Armut unseres Zeitalters an führenden Männern unter den drei genannten Kategorien rührt. Wir sind an Begabungen und Talenten sicherlich nicht ärmer, als die vorangegangenen Geschlechter. Nur sind sie anders verteilt, d. h. in andere Berufe gewandert. Früher gab es für Höchstbegabungen recht eigentlich nur drei entsprechende Betätigungsformen: Militär, Geistlichkeit, liberale Berufe. Die Politik wurde zuerst in England, sodann in den vorgeschrittenen romanischen Ländern als ein besonderer Beruf, der hohe Begabung voraussetzt und fordert, angesehen und gewertet. Als der erste deutsche Philosoph großen Stiles, das Universalgenie Leibniz, im Nebenamt auch noch Politik trieb, da wurde es ihm in deutschen Landen allenfalls noch als Marotte verziehen, aber nicht als Leistung eines genialen politischen Kopfes angerechnet, während die großen englischen Denker, Bacon, Hobbes, Locke, schon seit dem sechzehnten Jahrhundert hervorragende Politiker und Staatsmänner waren, meist auch im diplomatischen Dienste Englands, wie beispielsweise sein größter Denker, David Hume. Es hat sich am Deutschen Reiche bitter gerächt, daß seine erlesensten Geister sich erst vergleichsweise spät der Politik, d. h. der berufsmäßigen Beschäftigung mit dem öffentlichen Leben und den nationalen Interessen zugewendet haben. Das politische Universalgenie Bismarck vollends wurde Deutschland in einer ganz bestimmten Richtung geradezu zum Verhängnis, weil das Reich mit seiner Verfassung auf seine Siegfriedgestalt zugeschnitten war, weil ferner Bismarck e i n e s entweder nicht konnte oder wollte: S c h u l e m a c h e n. Er hinterließ keinen Nachwuchs. Und das deutsche Volk mußte seine öffentlichen, insbesondere seine weltpolitischen Interessen in der Hand Bismarcks so sicher geborgen, daß er ein förmliches Monopol für die Weltpolitik des Deutschen Reiches weniger angestrebt, als tatsächlich erreicht hat. Wo unsere Talente blieben? Sie wanderten in die Technik, in die Industrie und den Handel. Die Beschäftigung

mit Politik überließ man, soweit es sich um Außenpolitik handelte, Bismarck, und soweit die innere Politik in Frage kam, gewissen Berufsparlamentariern, die parteipolitisch abgestempelt waren und in Fragen der äußeren Politik kaum eine schüchterne Meinung zu äußern wagten. Nicht einmal Sozialdemokraten getrauten sich, Bismarck in seine äußere Politik kritisch drein zu reden.

Der Weltkrieg hat diese weltpolitische Enthaltksamkeit des deutschen Volkes in ihrer strafwürdigen Unzulänglichkeit aufgedeckt. Die epikureische Weisheit: führe ein beschauliches Stilleben, kümmer dich nicht um öffentliche Angelegenheiten, sondern lebe dich persönlich aus, hat sich, wie im Altertum des untergehenden Hellas, so auch an Neu-Deutschland bitter gerächt. Wir haben geniale Erfinder, Entdecker und wirtschaftliche Organisatoren, die uns das Durchhalten im fünften Kriegsjahre ermöglicht haben; wir haben Industriekapitäne und königliche Kaufleute, aber es fehlen uns Diplomaten, Politiker und Staatsmänner. Unsere großen Talente haben das wirtschaftliche Gedeihen des Deutschen Reiches in geradezu tropischem Tempo gefördert, aber sie haben sich den öffentlichen Angelegenheiten grundsätzlich abgewandt, und sie müssen jetzt dafür büßen, daß wir keine Diplomaten, Politiker und Staatsmänner von hohem Range aufzuweisen haben. Denn was nützen die wirtschaftlichen Güter, wenn eine ungute Politik sie nicht zu schützen weiß? Wozu Milliarden an wirtschaftlichen Werten anhäufen, wenn ein einziger Kunstfehler eines leitenden Staatsmannes alles zu verderben vermag, was Fleiß und Begabung, Tüchtigkeit und hausälterischer Sinn, Kraft und Leistung seit einem halben Jahrhundert im Deutschen Reich aufgespeichert haben? Wären die Begabungen rechtzeitig aus der Privatwirtschaft in die Staatskunst zurückgewandert, so hätten wir kein diplomatisches Kanossa erlebt. Die Engländer haben, ihrer Überlieferung getreu, ihre Kräfte geschickter verteilt. In England konnte der Schwiegersohn der Königin von England und der Kaiserin von Indien Teilhaber eines Bankhauses werden, dafür aber ein Bauernsohn der führende Politiker des Landes. Die großen Familien nicht nur des alten Adels, sondern auch der Großindustrie und des Welthandels entsandten gerade ihre bestfähigsten Söhne in die Parlamente und in den diplomatischen Dienst. Deshalb gibt es auch dort eine diplomatische Schule, ein System, das fast automatisch funktioniert, auch wenn keine Männer ersten Ranges zur Verfügung stehen. Ich kenne die englischen und die französischen Gesandten und Botschafter meist persönlich; ich halte sie als Menschen nicht für begabter als unsere deutschen Diplomaten. Aber was die Überlegenheit der englischen Diplomatie ausmacht, das ist nicht die Persönlichkeit des Diplomaten, sondern die bessere Schulung (in realem, nicht in formalem Sinn), die stärkere diplomatische Überlieferung, die schärfere parlamentarische Durchbildung, das entwickeltere weltpolitische System, das dem Inselreich mit seiner Weltwirtschaft in Fleisch und Blut übergegangen ist, während man auf unserer Seite die Kirchturmepolitik des Duodezfürstentums noch nicht völlig überwunden hat. Der englische Diplomat denkt infolge seines Lehrganges wie des

weltpolitischen Systems, in welches er hineingestellt wird, vorwiegend geographisch, ethnographisch und völkerpsychologisch, der deutsche hingegen, dank seiner affessoralen Vorbildung und seines Klassenbewußtseins, überwiegend formaljuristisch, örtlich-begrenzt und standesmäßig-beengt. Die Horizonte sind verschieden. Der deutsche Diplomat, der Politiker und der Staatsmann hatten verzugsweise Europa im Auge, die englischen alle fünf Erdteile. Wir denken nur zu leicht europazentrisch. Für uns ist, ähnlich wie nach dem geozentrischen System, der kleine Planet: Erde, und nach dem anthropozentrischen der kleine Gernegroß: Mensch, so nach dem europazentrischen der kleine Erdteil: Europa Mittelpunkt der Welt. Für unsere Diplomaten, Politiker und Staatsmänner ist Europa vielfach das eigentliche Subjekt der Politik, der wirkliche geschichtliche Träger des Menschengeschlechts, während englische Staatsmänner gewöhnt sind, Europa als Objekt ihrer Politik anzusehen. Die in England zum System erhobene und förmlich zur Schablone erstarrte balance-of-power-Theorie besagt seit zweihundert Jahren nichts anderes, als daß die englische Kolonie: Europa, ähnlich wie ihre indische — wo die streitenden Rajahs oder Stämme gegeneinander ausgespielt worden sind, damit durch das divide et impera die englische Vormachtstellung gewährleistet bleibt — ständig dadurch in Schach gehalten wird, daß keine Kontinentalmacht in Europa ein solches Übergewicht über die anderen Mächte erhält, wie es der britischen Weltmachtstellung abträglich sein könnte. Das ist der lange Atem der englischen Politik.

Spanien, Holland und Frankreich haben in entsprechender geschichtlicher Abfolge diesem englischen System der politischen Gleichgewichtslehre ihren Blutzoll entrichten müssen. Jetzt ist das Deutsche Reich an der Reihe. Nicht umsonst nennen sich die Engländer das Bibel-Volk — sie dulden keine Götter neben sich. Sie gehen aufs Ganze. Alles oder nichts — Weltherrschaft oder Untergang. Sie kennen nur ein aut-aut, kein vel-vel.

Um die weltgeschichtliche Abrechnung mit England kommen wir nicht herum. Auf Kompromisse wird sich England auf Grund seiner eingeschworenen politischen Gleichgewichtslehre aus der Erwägung heraus nicht einlassen, daß vom Kompromiß bis zum Kompromittieren nur ein Schritt ist. Geht England aus diesem Völkerringen als Besiegter hervor, dann ist es um sein papiernes Weltreich ebenso geschehen, wie um den tönernen Kolos im Osten. England will uns das Schicksal Rußlands bereiten, oder selbst dem Untergang anheimfallen. In dieser verhängnisvollen Alternative steckt die tiefe Tragik des fünften Kriegsjahres. Will Europa nicht zur englischen Kolonie herabgewürdigt werden, so müssen wir bis zum letzten Blutstropfen standhalten. Man berufe sich nicht auf geschichtliche Vorbilder wie Rom. Auch Rom ist untergegangen, und zwar am Problem der Randstaaten, an welchem Rußland würgt. Was von Rußland und Rom zu Lande gilt, das bedeutet für England das Wasser. Die Meere sind Englands Stärke, zugleich aber seine Achillesferse.

Vom Wasser und nur vom Wasser her ist England tödtlich zu treffen. Hätte England heute einen eben solchen Staatsmann, wie es in Lloyd George einen Politiker hat, so müßten sich Gedankengänge dort Bahn brechen, die den Bestrebungen Lord Lansdownes sich angleichen. Gerade das Schicksal Roms sollte England ein Menetekel upharsin darbieten. Die Reiche Alexanders und Caesars, die sogenannten Weltreiche am Mittelmeerbecken, sind an ihrer inneren Unnatur kläglich zu Grunde gegangen. National geeinigte Völker von hoher Bewußtseinstufe lassen sich nicht gängeln wie die vom Buddhismus jeelisch heruntergezückelten indischen Stämme. Nie und nimmer wird es England gelingen, aus Europa ein zweites Indien zu konstruieren, indem es dem ersten Indien die Waffen, dem zweiten die Rohstoffe zum Leben vorenthält. Knutokratie dort, Bürgengel hier. Schutt und Trümmer, wohin das Auge sieht; ein einziger Kirchhof, genannt Europa, soll der Weisheit letzter Schluß sein, damit die gelbe Rasse triumphiert und England in Ostasien die Beherrschung an Japan abtritt, nachdem es Holländisch-Indien sich angegliedert, China in sich aufgesogen, Sibirien geschluckt und den Weg nach Britisch-Indien freigemacht haben wird. Das sind im fünften Kriegesjahre die Aussichten Englands, vom Standpunkte nicht des Diplomaten und Politikers, wohl aber des weltüberschauenden Staatsmannes aus gesehen.

Einen Staatsmann säkularen Gepräges besitzt im Augenblick weder England, noch irgend ein Volk der Erde, sonst würde die zur Weltherrschaft bestimmte weiße Rasse nicht sehenden Auges in ihr Verderben rennen. Wir haben überall gewandte Diplomaten, temperamentvolle Politiker, aber zum Unheil für unsere Zeitlebenden keinen einzigen Staatsmann von weltgeschichtlichem Zuschnitt. Die Diplomatie kann man erlernen, die Politik allenfalls erfühlen, aber die Staatskunst muß man erschauen. Zum Diplomaten genügt Talent, zum Politiker gehört Temperament, zum Staatsmann aber braucht man Genie. Der große Diplomat ist ein Künstler, dessen Fähigkeit in den feinen Fingerspitzen besteht. Der große Politiker ist ein Kenner und Könnner, dessen hervorstechendes Merkmal sein Wille in seiner Wirkung auf die Menge ist. Der große Staatsmann aber ist der Prophet, der schöpferische Geist, der intuitiv die Zusammenhänge erschaut und die Weltbegebenheiten „unter dem Gesichtswinkel der Ewigkeit“ erfast. Die Diplomaten und Politiker sehen vorwiegend das Hier und das Jetzt, der Staatsmann aber überschaut das Überall und das Immer. Jene beherrschen nur die Technik, das Handwerksmäßige, im besten Falle das Kunstgewerbliche der Staatsweisheit; der Staatsmann allein offenbart die wahre und höchste Künstlerschaft. Schlechte Diplomaten und Politiker haben uns in diese brudermörderische Hölle, die sich Weltkrieg nennt, unwillentlich zwar, aber doch verteuftelt pfuschermäßig hineingerudert. Wo findet sich der rettende Staatsmann, der uns den Weg vom Inferno zum Paradißo weist?

Dr. Richard Müller-Freienfels: Die Wertprinzipien in den Geschichtswissenschaften.

Im Unterschied zu den Naturwissenschaften, die die ganze Natur durchforschen und für die nichts zu klein und zu unbedeutend ist, treffen die historischen Wissenschaften, die man auch Geistes- oder Kulturwissenschaften nennt, eine Auswahl unter den möglichen Objekten. Keineswegs alles, was geschieht, hat geschichtliches Interesse. Längst nicht alles, was gedichtet oder gemalt wird, beschäftigt die Literatur- oder Kunstwissenschaft.

Fragen wir nun nach dem prinzipiellen Gesichtspunkt, unter dem diese Auswahl vorgenommen wird, so finden wir da keineswegs Einigkeit oder Klarheit. Selbst wenn wir von den Stoffgebieten als Begrenzungen absehen, wenn wir also die Beschränkung etwa auf politische oder dynastische Geschichte allein, wie sie in früheren Zeiten so überwiegend im Schwunge war, als gegeben hinnehmen, so bleibt doch innerhalb dieser stofflich gezogenen Grenzen noch immer die Frage, nach welchem Prinzip denn hier ausgewählt wird.

Auf diese Frage nun, die von den einzelnen Historikern nur sehr selten bewußt gestellt worden ist, hat man in neuerer Zeit von verschiedenen Seiten den Begriff des Wertes als Lösung dargeboten. Gegenstand der historischen Wissenschaften wäre danach alles, was wertvoll ist, oder wie man auch sagt, was „Wertbeziehung“ hat. Und gerade in dieser Wertbeziehung hat man den Wesensunterschied der historischen Wissenschaften gegenüber den Naturwissenschaften erblicken wollen.

Ohne Zweifel hat diese Lösung viel Bestechendes. Erst bei genauerem Hinsehen erkennt man die großen Schwierigkeiten, die sie einschließt. Denn der Begriff des Wertes, der hier als Lösung geboten wird, ist selber keineswegs begrifflich so geklärt, um als restlose Beantwortung jener Frage gelten zu können. Der Begriff des Wertes ist selber ein Problem, und wenn wir den tatsächlichen Verhältnissen nachgehen, wenn wir nachprüfen, welche Werte denn den einzelnen Historikern als Schibboleth für ihre Auswahl gedient haben, so erkennen wir erst die ganze Problematik jener Antwort.

* * *

Diejenige Philosophenschule nun, die am entschiedensten jene Lösung dargeboten hat, die sogenannte badische Schule, die ich durch die Namen Windelband, Rickert, Münsterberg kennzeichnen will, antwortet: natürlich kann es sich nicht um diese oder jene Werte handeln, maßgebend sind allein die Werte, die einzigen, allgemeinen, ewigen, absoluten Werte.

Das ist ohne Zweifel eine sehr einfache Antwort und wir werden uns daher

vertrauensvoll jenen Philosophen zuwenden, die diese absoluten Werte zu kennen behaupten. Tun wir das aber, so werden wir einigermaßen enttäuscht sein. Denn was uns da geboten wird, sind im besten Falle, dort wo über allgemeine, theoretische und methodologische Fragen hinaus überhaupt eine bestimmte Antwort gegeben wird, vage Allgemeinheiten, die sich für die praktische Lösung unserer eingangs gestellten Fragen als recht wenig brauchbar erweisen.

Man schlage z. B. das Hauptwerk Münsterbergs auf, das sich „Philosophie der Werte“ nennt, und in dem uns ein sorgfältig klassifiziertes „System der Werte“ geboten wird. Man ist bei der Lektüre dieses geistvollen Werkes zunächst überrascht, mit wieviel systematischem Geschick hier die verschiedenen Wertgattungen aus einem einheitlichen Prinzip, dem der Identität, abgeleitet werden. In bestechender Regelmäßigkeit klassifizieren sich da scheinbar restlos und haar-scharf die einzelnen Wertkategorien. Sieht man jedoch genauer hin, prüft man die einzelnen Ergebnisse jener Ableitung, so behält man recht leere Schemen in der Hand, vage Abstraktionen, die zu erhalten man keineswegs erst die ganze Metaphysik des subjektiven Idealismus hätte zu bemühen brauchen, die man ebenso gut erhalten hätte, wenn man von den (nach Münsterberg) verächtlichen, vergänglichen relativen Werten, die in der Erfahrungswelt gelten, gewisse ganz allgemeine und leere Umrisse abstrahiert hätte. Das wäre nun an sich ja nicht schlimm, wenn nur mit den leeren Hüllen irgendetwas anzufangen wäre, wenn daraus mit irgend einer Sicherheit abzuleiten wäre, weshalb Goethes Faust ein hoher Kunstwert und ein Drama von Sudermann ein Schmarren sei, weshalb die Geschichte Otto den Faulen in ihren Annalen führt und hunderttausende pflichtgetreuer Bürger aller Länder völlig beiseite läßt.

bleiben wir zunächst beim Beispiel aus der Dichtkunst! Die Aufgabe der Literatur ist nach Münsterbergs Wertphilosophie die, uns in der Form der Sprache ein Verständnis der menschlichen Vollungen zu bringen. „Die Dichtung erfährt den einheitlichen Sinn einer Willensmannigfaltigkeit. Hierin allein ruht der Schönheitswert der dichterischen Kunst.“ So Münsterberg. Ich frage nun, wer in aller Welt wird glauben, daß durch diese Formel die Schönheit des Faust oder irgendeiner andern Dichtung erschöpft wäre? Welcher Literaturhistoriker hätte je diese Formel als Norm für seine Wertungen benutzt oder nur benutzen können? Sie ist gewaltsam zurecht gemacht nach Münsterbergs Hauptthese, daß der Wert der Ausdruck des reinen Vollens eines metaphysischen Überich sei! Diese Gewaltsamkeit aber geht durch alle Spezifizierungen seiner Hauptthese durch. So soll dasjenige, was uns im Rhythmus der Worte befriedigt, die Einstimmigkeit des Vollens sein. Ebenso soll es mit dem Reim, dem Ton, der Melodie der Worte sein! Wir sehen einmal ganz davon ab, daß gerade unter dem Gesichtspunkt der Einheit z. B. der Faust, wie auch die Ilias oder der Hamlet, gar keine besonderen Werte wären! Aber selbst wenn sie richtig wäre, wäre jene Formel so weit und leer, daß sie auf alles und auf nichts anwendbar wäre.

Nehmen wir noch ein anderes Beispiel! Die geschichtlichen Werte sind nach Münsterberg Zusammenhangswerte. „Wertvoll ist uns also, daß kein wollendes Wesen allein steht, daß jede Persönlichkeit in einem Zusammenhang weiterwirkt und so ihr Wollen im Wechsel der Geschichte erhalten bleibt.“ Wir wollen auch diesen Satz hier nicht auf seine Richtigkeit prüfen, da das nur in einer Kritik des gesamten Münsterberg'schen Systems möglich wäre: wir fragen nur, ob aus diesem Satz irgend ein Gewinn für die Auswahl der historischen Stoffe zu finden ist? Widerspricht er nicht gerade der Auswahl überhaupt, da nach Münsterberg ja keine Persönlichkeit und kein Wille überflüssig ist, sondern jeder Wille seinen Wert hat? Bei welchem Geschehnis in der Geschichte, auch den vergessenen, wäre nachzuweisen, daß es nicht im Zusammenhang der Welt von Wichtigkeit gewesen wäre? Ja, was ist für diesen Zusammenhang unwichtig? Welche tausend kleinen Zufälligkeiten spielten mit, damit Cäsar an den Iden des März aufs Kapitol ging! Wollte man also den realen Zusammenhang nachzeichnen, dürfte man nichts derart außer acht lassen, was natürlich unmöglich ist. Nun ist aber der Zusammenhang, den die Geschichtswissenschaft bietet, gar nicht vollständig, sondern ein fiktives Gebilde. Ja oft bucht sie Tatsachen, die gar nicht in einen einheitlichen Zusammenhang eingehen. Die Anfänge jeder Volksgeschichte sind ganz fragmentarisch. Bloß was der Zufall der Überlieferung uns heut, wird zusammengestellt! Wie kann da der Zusammenhang maßgebend sein? Wir wählen da nicht die Tatsachen nach dem Zusammenhang aus, sondern konstruieren einen sehr hypothetischen Zusammenhang nach den Tatsachen. In diesem Fall ist also keineswegs der Zusammenhang das Wertprinzip! Nein, der Zusammenhang ist nicht entscheidend für die Auswahl der historischen Werte, zumal der historische Zusammenhang keineswegs ein ideales Gebilde ist, sondern etwas höchst lückenhaftes, Hypothetisches, Subjektives! Ewige, absolute Werte lassen sich so nicht fundieren!

So aber ist's mit allen absoluten Werten Münsterbergs. Kein einziger ergibt sich genauerer Betrachtung als allgemeingültig, ewig, absolut. Außerdem bietet ja jeder Wertabsolutist wieder *s e i n e* absoluten Werte. Rickert z. B. hat eine nicht aufs absolute Wollen, sondern auf das absolute Sollen gegründete Wertlehre und damit sind seine Werte ganz andere und ganz anders begründet als die Münsterbergs. Wer hilft in diesem Dilemma? Wir hätten also zwei ganz verschiedene Allgemeingültigkeiten? Und wir müßten nach einem Wertprinzip suchen, das die verschiedenen absoluten Wertlehren auf ihren Wert zu prüfen gestattete.

Es ist damit offenbar, daß die absoluten Werte gar nicht der untrügliche Kompaß sein können, an dem sich der Historiker orientieren kann, da wir sie ja gar nicht kennen. Denn auch diejenigen, die sie zu besitzen behaupten, können nicht den Beweis erbringen, daß ihre Werte die rechten sind. Was nützt uns eine angebliche Allgemeingültigkeit, die von keiner Allgemeinheit als gültig anerkannt wird? Nein, wir müssen uns nach einem andern Wertprinzip umsehen als der

trügerischen Absolutheit dieser Philosophen! Im Grunde gleicht ihre Wertlehre etwas den Offenbarungen der Astrologen, die auch am Himmel zu finden glaubten und zu finden behaupteten, was nur auf der Erde seine Bedingtheit hat.

* * *

Da es bisher noch keinen Historiker gegeben hat, der sich nach den „absoluten“ Werten gerichtet hätte, nachdem Hegels Geschichtsphilosophie in Verruf gekommen war, so müssen es — falls überhaupt Werte die Auswahl bedingen — *relative* Werte sein, die entscheiden.

Relative Werte, *bedingte* Werte aber sind überhaupt die einzigen, die sich in der Erfahrung aufzeigen lassen. Wir kennen nur Werte, die für ein wirkliches oder gedachtes Subjekt gelten, und wir sehen auch in einem „Wert an sich“ ein logisches Unding. Wert kann etwas nur für irgendjemand haben, mag dieses Subjekt nur ein Einzelmensch, mag es ein Volk, eine Zeit, mag es die „Menschheit“ sein, welcher letzterer freilich stets sehr verschwommener Begriff die weitestgespannte Subjektivität ist, die wir auf empirischem Boden zu denken vermögen.

Begeben wir uns damit aber nicht in ein unübersehbares Chaos hinaus, vor dem jede Wissenschaft und jede Objektivität kapitulieren muß? Wenn alle Werte nur relativ und nur subjektiv sind, wie kann man da zu irgendwelchen sicheren Feststellungen gelangen?

In der Tat ist zunächst einmal anzuerkennen, daß in Wahrheit das Weltgeschehen, das wissenschaftlich bearbeitet werden soll, ein beständig wechselnder Kampf zwischen den verschiedensten Wertungen ist. Nirgends gibt es einen archimedischen Punkt in diesem Kampfe; alles fließt. Selbst die festesten Werte noch haben Wandlungen in der Schätzung erlebt und sind, nachdem sie die eine Zeit vergöttert hatte, von der nächsten in den Orkus verwiesen worden.

Ein Chaos ist jedoch das Weltgeschehen darum doch nicht. In der unendlichen Zahl verschiedenster Wertungen heben sich bei näherem Zusehen dennoch gewisse Regelmäßigkeiten ab, Wertungen, die bei aller Relativität doch sehr große räumliche und zeitliche Verbreitung gefunden haben. Wir finden, daß innerhalb jeder Zeitperiode z. B. eine gewisse Übereinstimmung der Wertungen herrscht. So waren im ganzen europäischen Mittelalter gewisse religiöse, ethische und ästhetische Wertungen fast universell verbreitet, die erst in der Renaissancezeit neuen Wertungen wichen. Hatte z. B. das gotische Mittelalter in der Baukunst vor allem die Bewegung, den Drang ins Vertikale, die Mannigfaltigkeit der Aspekte geschätzt, so betont die Renaissance dagegen die Ruhe, das Gleichmaß zwischen Last und Trägern, die Einheit. Diese Wertungen erleben in der Barockzeit dann wieder einen Wandel, der eine gewisse Annäherung an das gotische Ideal bringt und doch etwas ganz anderes ist.

Neben den zeitlich verbreiteten Wertungen bestehen aber auch, oft jene durchkreuzend, solche, die nur innerhalb bestimmter räumlicher Grenzen gelten, dort aber eine den Wandel der Zeiten überdauernde Wertung genießen. So hat sich in Italien in der gesamten Kulturbewegung eine andere Wertung erhalten, als in Deutschland, eine Wertung, die sich inmitten der Flutwellen der oben beschriebenen Zeitwertungen erhielt. Zu allen Zeiten hat die italienische Kunst, auch die der Gotik und des Barock, ein gewisses Maß gewahrt, hat sich nie so wie die deutsche Kunst aller Zeiten am rauschartigen Überschwang der unübersehbaren Mannigfaltigkeit erfreut.

Dazu kommen soziale Wertungen, die innerhalb gewisser Stände eine relative, aber immerhin verbreitete Geltung genossen. Es kommen lokal begrenzte Wertungen hinzu, solche, die vielleicht nur in einer Stadt, einer Landschaft gelten, innerhalb dieses Kreises jedoch eine gewisse Allgemeinheit genießen. Es kommen hinzu zahllose überindividuelle Wertungen, die — ohne irgendwie Anspruch auf Allgemeinheit zu erheben — doch eine relative Verbreitung fanden, wie auch immer sich der Kreis der wertenden Subjekte zusammensetzen mochte. Solche Kreise bilden sich und lösen sich beständig. Ich denke da an die Gemeinden religiöser Lehrer, den Verehrerkreis von Künstlern oder Dichtern, die Schulen von Philosophen. Innerhalb all dieser Kreise bilden sich Wertungen, die überindividuell sind, keineswegs als „nur subjektiv“ abgetan werden können.

Alle derartigen Wertungen heben Tatbestände aus der unübersehbaren Fülle des Geschehens heraus und bewirken, daß diese so gewerteten Tatbestände als historisch zu gelten haben. Wir könnten also sagen, Anspruch auf historisches Interesse haben zunächst alle jene Tatbestände, die in Kreisen von einer gewissen Extensität gegolten haben. Auch das Maß dieser Extensität ist relativ. In der Geschichte einer einzelnen Stadt werden schon Wertungskreise historisch, die in einer Geschichte Europas natürlich vollkommen verschwinden.

Jedenfalls können wir vorläufig im Gegensatz zu der oben charakterisierten Philosophenschule feststellen, daß das Auswahlprinzip der Geschichte, wie sie tatsächlich betrieben wird, nicht die Beziehung auf die absoluten Werte, sondern gerade der relative Wert der Tatbestände ist. Die Geschichte läßt aus der Fülle des Geschehenden dasjenige aus, was in irgendwelchen größeren Kreisen als Wert gegolten hat.

* * *

Alle relativen Werte sind, wie wir sahen, Werte für Subjektskreise. Wir lernten bereits eine Anzahl solcher Kreise kennen. Das waren alles Kreise des Lebens. Für die historische Wertung müssen wir jedoch eine weitere Unterscheidung solcher Bewertungskreise machen.

Und zwar können wir, ohne Rücksicht auf die Zusammensetzung solcher Kreise, unterscheiden die Wertung der *Mitwelt*, die Wertung der *Nachwelt* und die Wertung desjenigen Ausschnitts der Gegenwart, als dessen Repräsentant der betreffende Historiker spricht. Diese drei Wertesphären wirken zusammen, um das sogenannte historische Urteil zustandezubringen.

Zunächst die *Mitwelt*. Wir haben bereits oben eine Anzahl von Beispielen solcher, der *Mitwelt* angehörigen Wertkreise gebracht. In jeder Umgebung, in jedem Lebenskreise gibt es Bewertungen von verbreiteter Gültigkeit. Der Vertreter des Königtums, die Feldherren und Staatsmänner jeder Zeit werden von ihren Zeitgenossen bereits mit einem Nimbus des Wertes umgeben. Mag der wirkliche Inhaber des Königtums auch eine ganz minderwertige Persönlichkeit sein, die bloße Tatsache seiner ererbten Stellung hebt ihn aus der Masse heraus und läßt ihn historisch werden. Führt einer ein großes Heer und wird geschlagen und besiegt, so ist er doch von historischem Interesse, weil er in der *Mitwelt* eben das Ansehen genoss und die bedeutende Stellung einnahm. Ein Schriftsteller, der in seiner Zeit großen Erfolg fand, hat historisches Interesse, weil er eben als Schöpfer von Werten galt. Er kommt daher auch für die Auswahl des Historikers in Betracht.

Freilich nicht die *Mitwelt* allein entscheidet; die *Nachwelt* greift sehr wesentlich korrigierend in die Bewertung ein. Gar mancher König, der zu seinen Zeiten hohe Verehrung genoss, wird von der *Nachwelt* vergessen. Gar manches Kunstwerk, das um die Zeit seiner Entstehung zahlreiche Verehrer hatte, wird von der *Nachwelt* als Unwert erkannt. Nun ist gewiß diese *Nachwelt* keine Einheit. Auch in ihr gibt es Perioden, die ganz verschieden urteilen. Trotzdem können wir die *Nachwelt* insofern zusammenfassen, als wir sagen, es kommt sehr darauf an für die historische Bedeutung eines Tatbestandes, ob er in irgendwelchen Epochen der Folgezeit als Wert gegolten hat. Oft haben spätere Zeiten etwas als Wert aufgestellt, was von der *Mitwelt* übersehen wurde. Das „verkannte Genie“ ist auf allen Kulturgebieten eine bekannte Erscheinung. Auch in dieser Hinsicht greift die *Nachwelt*, oder wenigstens eine oder mehrere Epochen der *Nachwelt* korrigierend ein.

Zur *Nachwelt* gehört nun, streng genommen, auch der Historiker, der im einzelnen Fall die historische Auswahl trifft. Indessen steht er doch auch der übrigen *Nachwelt* gegenüber, indem er sich kritisch zu ihren Werturteilen stellt. Es ist natürlich eine ganz unlogische Forderung, der Historiker dürfe nicht selber werten. Er kann gar nicht umhin, das zu tun, denn seine Auswahl ist bereits eine Wertung, und auswählen muß er. Der einzige Sinn, den die Forderung der „Objektivität“ haben kann, ist der, daß der Historiker nicht willkürlich urteile, daß er sich nicht von Launen beherrschen lasse, sondern seine Wertung mit den Wertungen der geschichtlichen *Mitwelt* und der *Nachwelt* kon-

frontiert, und ferner, daß er keine unsachlichen Gesichtspunkte heranbringt. Wenn einer die Kunst vom religiösen Standpunkt allein beurteilt, so ist das unsachlich. Im übrigen wird kaum ein Historiker ganz individuell urteilen, sondern er wird stets als Sohn seiner Zeit, seines Volkes, seines Standes, kurz, als Repräsentant eines großen Kreises urteilen, für den er Geschichte schreibt, das heißt für den er seine Auswahl trifft. Je weiter er diesen Kreis zieht, je höher dessen Qualität steht, um so unparteiischer wird sein Urteil erscheinen. Völlig unparteiisch ist jedoch keiner. Das kann er nicht sein und darf er nicht sein, wenn seine Geschichte nicht farblos und unpersönlich sein soll. Der gute Historiker wird stets mit seinem Takt die Wertung von Mit- und Nachwelt ebenso berücksichtigen, wie seine eigene, resp. des Kreises, für den er schreibt. Das ist seine „Objektivität“, daß er neben seinem eignen Standpunkt auch Verständnis hat für fremde Standpunkte, so daß seine Darstellung nicht im Banne seiner Subjektivität beschlossen bleibt, sondern Raum hat für jene anderen Wertungen, deren Gegenstand seine Stoffe schon früher gewesen sind.

* * *

Das Bild, das sich uns so von der historischen Wissenschaft ergibt, erscheint nun auf den ersten Blick recht wenig wissenschaftlich. Subjektive Bewertungen, die wieder subjektiv bewertet werden! Muß das nicht einen tollen Karneval ergeben, in dem jeder feste Tatbestand sich auflöst?

Eine solche Betrachtung scheint uns Wesentliches zu verfehlen. Gewiß erhalten wir auf diese Weise nicht „rein objektive Tatsache“. Aber vielleicht liegt die Bedeutung der Geschichte gar nicht darin! Was wir von ihr letzten Endes wollen, ist gar nicht eine restlose, unterschiedslose Aufbewahrung alles Tatsächlichen, sondern eben des Wertvollen. Es hat also erstens die Geschichte aufzubewahren alles das, was je in Mitwelt oder Nachwelt als Wert empfunden wurde. Der Gedanke, der uns bei dieser Forderung leitet, ist aber der, daß das, was einmal ein Wert war, auch wieder als Wert nacherlebt werden kann. Wenn ein Bild den Menschen des Mittelalters ein Wert war, wenn eine philosophische Erkenntnis im Altertum als Wert verehrt wurde, so nehmen wir an, daß auch uns es möglich sein muß, diese Wertungen nachzuerleben. Denn so verschieden sind die Menschen nicht, als daß sie nicht den Standpunkt des andern einnehmen könnten bei einigem Willen zum Verständnis. Und hierin scheint uns die eine hohe Bedeutung der Geschichtswissenschaft zu liegen, daß sie die Enge unserer Subjektivität erweitert, indem sie uns Verständnis ermöglicht für die Wertungen vergangener Zeiten und anderer Kulturen. Nicht ein Kuriositätenkabinett soll die Geschichte sein, sondern der Weg zum Verständnis und Nacherleben fremder Wertungen. Indem sie uns etwa die Werte der gotischen Kunst aufbewahrt, soll sie uns lehren, eben die spezifische Wertung der gotischen Zeit selber nachzuerleben und unser Ich da-

durch zu bereichern und zu erweitern. Daß das, was die Geschichte uns liefert, relative Werte sind, drückt uns also nicht nieder, sondern macht uns gerade ihre Bedeutung aus; denn das, was wir wollen, ist eben das Verständnis jener Relativitäten. Die dogmatische Geschichtsauffassung trat an die Werte vergangener Zeiten mit ihren dogmatischen absoluten Wertmaßstäben heran und bewertete etwa die gotische und barocke Kunst nach ihren fälschlich für absolut gehaltenen Wertmaßstäben. So verfehlte sie natürlich das Beste und vergewaltigte sie ihren Gegenstand. Wir bewußten Relativisten suchen die Gotik eben von der Gotik und das Barock vom Barock aus zu verstehen und sind daher, gerade infolge unseres Relativismus, gerechter als die Absolutisten, die im Besitz der einen absoluten Wahrheit zu sein glauben. Der Umstand, daß der Historiker relative Werte sammelt und selber mit relativen Maßstäben an sie herantritt, ist also keine Schwäche, sondern seine wahre Stärke. So nur erschließt sich ihm die Vergangenheit und so nur dringt er in ihr Inneres ein, nicht wenn er alles Relative über einen angeblich absoluten Reisten schüstert!

* * *

Aber auch der Umstand, daß der Historiker selber relative Werturteile fällt, braucht nicht als unbedingter Nachteil zu gelten, er wird es am wenigsten, wenn man eingesehen hat, daß absolute Wertungen gar nicht möglich sind. Ein Historiker, der sich bemüht, unter einem für alle Zeiten gültigen Wertgesichtspunkt zu urteilen, wird leicht in den Fehler verfallen, daß seine Wertungen keine Zeit interessieren. Er wird gewiß alle gewaltsamen Entstellungen vermeiden, und vor allem muß er sich hüten, nur individuell gültige Gesichtspunkte an die Geschichte heranzubringen. Er wird stets dann am bedeutendsten wirken, wenn seine Wertungen repräsentativ sind für einen quantitativ und qualitativ bedeutenden Wertungskreis. Vielleicht schafft er allerdings kraft einer starken Suggestionskraft sich erst einen solchen Wertkreis, was oft genug vorgekommen ist. J. Burckhardt z. B. oder Treitschke haben gerade infolge ihrer ausgeprägten persönlichen Wertung gewirkt, wobei es schwer zu sagen ist, ob der Kreis der Gleichwertenden schon vorher bestand oder erst durch ihren Einfluß zustande gekommen ist. Es zeigt sich überhaupt, daß am längsten nicht die möglichst „objektiven“, d. h. farblos und mit geringer Wertkraft urteilenden Historiker gelesen werden, sondern die starken Persönlichkeiten, die aus großem eignem Wertreichtum schöpfen.

Letzten Endes ist die Geschichte eine Wissenschaft, die zu jeder Zeit neu geschrieben wird. Und vielleicht gibt es überhaupt nicht „die Geschichte“, sondern nur eine Reihe von Geschichtsdarstellungen. Denn es gibt nicht eine Auffassung der Menschheitsgeschichte, sondern viele. Hauptsache ist dabei, daß jede Zeit (oder welche Wertsphäre man will) diejenige Geschichte hat, die ihrer ganzen Wert eigenheit angemessen ist.

Heinrich Walter:

Die „Freiheit der Meere“ als Menschheitssehnen.

Die Er kämpfung der „Freiheit der Meere“ ist ein deutsches Kriegsziel, dessen Erfüllung heute wohl von jedem deutsch-denkenden und deutsch-fühlenden Deutschen gefordert wird. Dabei wird ganz allgemein unter Freiheit der Meere die Befreiung der Handelsstraßen und Fischerplätze des Meeres von der Seeräubergewalt der Briten verstanden, also eine ungemein materialistische Freiheit oder richtiger Befreiung. Diese Auslegung ist durchaus verständlich durch die Art und Weise, wie die Kriegszielforderung nach „Freiheit der Meere“ entstanden ist. Der Deutsche war im Begriff, zum Welthandelsvolke zu werden, ja, er war es bereits, als England in letzter Stunde alle Kraft einsetzte, um diesem, seinem äußeren Wohlstande gefährlich werdenden Wettbewerber die Hochstraßen des Meeres wieder zu sperren und sie einzig und allein unter seine, die britische, Aufsicht zu nehmen. England begann mit Kriegsbeginn mit der Ausführung seines Planes durch eine immer zunehmende Abschnürung des Schiffsverkehrs von und nach den deutschen Häfen und darüber hinaus auch von und nach den Häfen der neutral gebliebenen Völker, kurz, es vergewaltigte den gesamten Weltverkehr zur See. Es ist also, wie schon gesagt, durchaus verständlich, daß das deutsche Volk den Kampf gegen eine solche Vergewaltigung, die Befreiung von einer derartig mißbrauchten Seegewalt, gleichsetzte mit dem Kampf um die Freiheit der Meere, kurz, mit der „Freiheit der Meere“. Mit solchen, rein praktischen, aus der Verteidigung sich unmittelbar ergebenden Kriegszielen ist ja das deutsche Volk überhaupt zunächst in den Krieg eingetreten. Erst Kundgebungen wie seiner Zeit die russische, daß der Kampf allem Deutschtum und nicht etwa nur den Heeren des Deutschen Reiches innerhalb von dessen für das gesamte Deutschtum viel zu engen Grenzen gelte, hat vielen, wenn auch leider längst nicht allen Deutschen die Augen geöffnet, damit sie sehen, um was sie dieses Mal zu ringen haben. Dem Kaiser des Deutschen Reiches und Volkes gebührt endlich das Verdienst, von hoher Warte aus klar und deutlich und allen vernehmbar ausgesprochen zu haben, zu welchen letzten Weiterungen diese jetzige Auseinandersetzung geführt hat, Weiterungen, die sie allerdings als Kern schon beim Ausbruch des Krieges in sich trug, wenngleich dieser Kern eben zum Schaden des deutschen Volkes von dessen großer Masse, aber auch von manchem seiner an der Spitze stehenden Führer nicht von vornherein erkannt wurde. Der Kaiser fleidete die Erkenntnis vom wahren Wesen dieses Krieges zu seinem 30jährigen Regierungsjubiläum in die Worte: „Es handelt sich nicht um einen strategischen Feldzug, es handelt sich um den Kampf von zwei Weltanschauungen. Entweder soll die preußisch-deutsch-germanische Weltanschauung, Recht, Freiheit, Ehre und Sitte, in Ehren

H. Walter Die „Freiheit der Meere“ als Menschheitssehnen

bleiben, oder die angelsächsische, das bedeutet: Dem Götzendienste des Geldes verfallen.“

Nun endlich sollte es ein jeder im deutschen Volke wissen: Der Kampf geht nicht, wie Frankreich sagt, um die „Erlösung“ von Elsaß-Lothringen, nicht, wie England bei seinem offenen Eintritt in die Reihe der Feinde Deutschlands der Welt vorpiegelte, um die Wiederherstellung und Entschädigung Belgiens, auch nicht nur um das in den einzelnen Personen immerhin noch greifbare Deutschtum, wie es Rußland einst predigte, nein, der Kampf geht um das Höchste, das einer ganzen Rasse eigen ist, um Sein oder Nichtsein, Sieg oder Untergang seiner Weltanschauung, es ist der Kampf der germanischen mit der angelsächsischen Weltanschauung, der nicht anders als durch Überwindung der einen oder andern enden kann. Nach diesem Kampfe also wird nur noch die eine von beiden herrschend, wird überhaupt nur noch die eine von beiden sein, während die andere in ihrer tiefsten Wesenheit ausgelöscht ist oder doch wenigstens rettungslosem Siechtum verfällt. Wollen wir uns demnach in allen Einzelheiten klar sein, was dieser Kampf für uns zu bedeuten hat, so müssen wir auch alles, was mit dem Kampfe zusammenhängt, in unmittelbare Verbindung mit der Erkenntnis bringen, daß es sich letzten Endes um den Kampf der germanischen und angelsächsischen Weltanschauung handelt. Daraus aber ergibt sich u. a. die Folgerung und Forderung, die „Freiheit der Meere“ nicht nur mit den Augen der Angelsachsen zu sehen, die alles Menschheitsgeschehen mit ihrem allem Höhenfluge fernen Krämergeiste zu durchtränken trachten, sondern auch die „Freiheit der Meere“ mit germanischem Geiste zu erfassen. Dabei sei von vornherein betont, daß natürlich der Gewalt, unter die England alles materielle Beginnen der Menschen, auch und vor allen Dingen auf dem Meere, zwingen will, nur mit Gewalt erfolgreich begegnet werden kann. Sind wir aber erst einmal durch restlose Ausnutzung der uns zu Gebote stehenden Gewalt, wie es die harte Kriegsnotwendigkeit uns vorschreibt, im Besitze der Macht, so müssen wir uns davor hüten, daß auch in unseren Händen die Macht nicht, wie im Geiste Englands, in Vergewaltigung ausartet, sondern getreu dem heldischen germanischen Geiste als Macht des sittlich Starken zur Erfüllung jener Menschheitssehnsucht ausgewertet wird, die seit völkergeschichtlichen Zeiten ihren höchsten, vollendetsten Ausdruck noch immer im germanischen Wesen gefunden hat.

Der Begriff „Freiheit der Meere“ ist, aus deutschem Geiste heraus recht verstanden, ein Wahrzeichen deutschen Wesens. Es gilt nicht nur die rein äußerliche Befreiung vom Joch der britischen Seeräubergewalt, auch handelt es sich nicht um die zügellose Freiheit, die sich im Sinne der französischen Revolution zu Gleichheit und Brüderlichkeit gesellte, sondern die „Freiheit der Meere“, für die das deutsche Volk gerade jetzt als um sein höchstes Ziel kämpft. Ist d'e Durchdringung der Menschheits- und Weltgeschichte für alle Zukunft mit der Freiheit, die, der Schöne und Größe der gesamten Weltordnung angepaßt, aus dem kate-

gorischen Imperativ eines Kant herausgeboren wird: „Ich muß, weil ich will!“ In dieser Weise sich eingliedern zu können in das Weltganze, das ist die Sehnsucht des Menschengeschlechtes, die in dem Begriff „Freiheit der Meere“ nur nach einem Ausdruck ringt, in dem dem Wortsinne nach ein Teil für das Ganze gesetzt wird. Nicht durch geschriebene Verträge nach angelsächsischem Geiste, durch die die Gewalt zum Recht gestempelt werden soll, ist der Krieg aus der Welt zu schaffen und der Völkerbund zu verwirklichen, sondern durch Erfüllung des allgemein menschlichen Sehns, das eben in Kants kategorischem Imperativ als Zusammenfassung germanischen Wesens und germanischer Weltanschauung bereits seinen höchsten Ausdruck gefunden hat. Um dieser germanischen Weltanschauung, in der die Menschheit an das irdische Ziel ihres Sehns gelangen wird, zum Siege zu verhelfen, müssen wir jetzt die in der Gewalt verkörperte angelsächsische Weltanschauung wiederum mit Gewalt überwinden, immerdar aber müssen wir eingedenk bleiben, daß es uns nichts hülfte, wenn wir, mit dem Schwerte als Zeichen sieghafter Gewalt, die Welt gewönnen, und nähmen doch Schaden an unserer, an der germanischen, der menschlich reinsten Seele.

P. Hoche:

Wirtschaftliche Neuordnung.

Es bedarf kaum mehr einer Andeutung, daß wir auch nach dem Kriege auf jeden Fall harten Zeiten entgegen gehen. Denn wir werden vor ungeheure steuerliche Belastungen gestellt sein. Dauernd werden wir mit den vor dem Kriege ungewohnten Milliardenziffern zu rechnen haben. Da handelt es sich um die Verzinsung der hohen Kriegsanleihen über die frühere Staatsschuld hinaus, um die Wiederherstellung beschädigter Landesteile, die Versorgung der Kriegsbeschädigten und Hinterbliebenen, um die Aufbesserung unserer Valuta im Ausland. Denken wir ferner daran, daß uns unsere Feinde auch nach dem Kriege die Zufuhr der Rohstoffe möglichst erschweren, daß sie uns schädigen werden, wo sie nur können, und daß überhaupt jedes Volk erhöhte wirtschaftliche Anstrengungen machen wird, so läßt sich leicht denken, daß wir in unserem wirtschaftlichen Leben wahrlich nicht auf Rosen gebettet sein werden.

Aber das ist noch kein Grund zum Verzweifeln. Denn auch unseren Feinden wird es ja nicht besser, manchen von ihnen sogar noch schlechter gehen. Wohl aber haben wir allen Anlaß, unsere schwierige Lage zu überdenken und sie durch eigenes Bemühen so erträglich wie möglich zu gestalten. Es wird darauf ankommen, neue Richtlinien für unser gesamtes Wirtschaftsleben zu gewinnen und durch unsere Anstrengungen unserer Gegner doch Herr zu werden.

Es ist in dieser Beziehung nicht ohne Reiz, die Schriften eines deutschen Volkswirtschaftlers zu lesen, der den Dingen mit hellen Augen auf den Grund geht, neue Zusammenhänge aufdeckt und in interessanter Weise unserer Wirtschaft, besonders der Industrie, neue Wege weist. Ich meine Walther Rathenau und besonders seine beiden bekannten Bücher „Von kommenden Dingen“ und „Die neue Wirtschaft“, auf welche letzteres hier näher eingegangen werden soll.

Rathenau geht, ähnlich wie der Volkswirtschaftler Steinmann-Bucher in seiner Schrift „Deutschlands Volksvermögen im Krieg“, von dem Grundsatz aus, daß der Wert des jährlichen Einkommens gleich dem der Gütererzeugung ist. Eine gute Steuerpolitik muß also in erster Linie gleichzeitig Erzeugungspolitik sein. Wenn wir vor dem Kriege etwa 45 Milliarden Mark Einkommen hatten, so betrug auch der Wert der Gütererzeugung eben soviel. Nun wird es in Zukunft unsere Aufgabe sein, diese Gütererzeugung auf das Doppelte zu steigern. Unseren finanziellen Lasten stehen dann nicht mehr 45, sondern 90 Milliarden Mark Einkommen, und nicht mehr wie bisher 350, sondern etwa 600 Milliarden Mark Vermögen gegenüber.

Wie wäre nun aber diese vermehrte Gütererzeugung zu erreichen und was wäre dabei besonders zu beachten?

Die neue Wirtschaft wird nicht mehr allein Privatsache sein, sondern eine Gemeinschaftsangelegenheit. Die Richtlinien des wirtschaftlichen Lebens können auch nicht dem Zufall überlassen bleiben oder nur dem freien Spiel der Kräfte, sondern müssen von verantwortlicher Stelle aus zielbewußt festgelegt werden. Damit soll nun nicht gesagt werden, daß wir uns der Privatwirtschaft völlig ab- und etwa dem Staatsmonopol zuehren sollen, sondern es soll ein gemischtes System herrschen, wobei der Staat zwar seine Mitwirkung festlegt, z. B. bei der Verwaltung und Aufsicht, der einzelnen Persönlichkeit nach ihrer Begabung jedoch freier Spielraum gelassen wird. Es muß ja auch zugegeben werden, daß der Staat, dessen hoher Bedeutung wir ja gerade jetzt inne geworden sind, durchaus nicht uninteressiert sein kann an der Art und Weise, wie sich das wirtschaftliche Leben weiter entwickelt.

Ein früher oft verachteter Begriff ist uns jetzt im Kriege schmerzlich in Fleisch und Blut übergegangen: Sparen! Er wird uns aber auch in Zukunft weiter in den Ohren klingen. Jedenfalls wird sich unsere Industrie bedeutend mehr als bisher auf ihn einstellen müssen. Früher haben wir viel zu viel verschwendet. Zunächst an Material. Alle diejenigen, die Stoffe unangemessen auf sammeln und unnütz lagern lassen, die bei seiner Verarbeitung nicht den sparsamsten Gebrauch davon machen, die verschwenden es. Aber auch diejenigen müssen hier verurteilt werden, die das gute Material zu allerlei schlechter Schleudermware verarbeiten. Die Rohstoffe werden auch lange nach dem Kriege noch knapp und teuer sein; welche Forderung läge da wohl näher, als recht schüchlich mit ihnen umzugehen. Eine Steigerung der Gütererzeugung wird auch noch möglich sein, wenn

wir unsere Wirtschaft möglichst wissenschaftlich betreiben. Der Wissenschaft muß es in Zukunft gelingen, die rationellste Methode ausfindig zu machen und dadurch aus dem vorhandenen Stoff das Höchste herauszuarbeiten. Hiermit sind unserem Fach- und Fortbildungsschulwesen jedenfalls noch sehr reiche und hohe Zukunftsaufgaben gestellt, die zu lösen seine bisherige Entwicklung durchaus erhoffen läßt.

Sparen müssen wir in Zukunft aber auch ganz besonders mit den Arbeitskräften. Wir haben ja nicht einmal die Anzahl von Menschen wie vor dem Kriege zur Verfügung und sollen doch mit der geringeren Menge mehr als früher leisten. Aber es wird doch gehen, wenn wir uns recht einrichten. Zunächst müssen wir lernen, im Sinne des amerikanischen Taylorismus, den rechten Menschen an die richtige Arbeitsstelle zu setzen. Dazu ist wieder notwendig, daß wir die Berufswahl nach aller Möglichkeit beeinflussen, erinnert sei hier nur an die sogenannte psychologische Berufsberatung, und sodann, daß wir bei der Arbeit selbst mehr und besser beobachten lernen, um die Fähigkeiten des einzelnen besser kennen zu lernen. Der Taylorismus wird sich gewiß durch deutsche Gründlichkeit noch besser ausbauen lassen. Soviel wie möglich werden wir in Zukunft auch die Maschine in den Dienst der Arbeit stellen müssen. Jede Maschine erspart so und so viel Menschen und macht diese wieder frei für andere und höhere Arbeiten. Und wenn es vielleicht niederdrückend erscheint, daß Tausende von Menschen nur mechanisch die Maschine zu bedienen haben, so ist dabei doch nicht zu vergessen, daß dadurch Millionen vor fortwährender mechanischer Einzelarbeit bewahrt werden. Auch die Arbeitsteilung wird noch mehr als bisher durchgeführt werden müssen. Es ist selbstverständlich, daß sie sich in großen Betrieben besser durchführen läßt als in kleineren.

In unserem Verbrauch werden wir uns gehörig einzuschränken haben, in der Erzeugung von Gütern dagegen können wir nicht genug leisten. Diese Waren müssen vor allen Dingen dem Export dienen. Wir müssen uns auf jeden Fall nach dem Kriege wieder den Weltmarkt erobern. Das wird uns bei aller Konkurrenz und Feindseligkeit unserer Gegner gelingen, wenn wir die beste Ware liefern. Sehr richtig sagt Naumann in seiner „Neudeutschen Wirtschaftspolitik“: „Nur Waren, die nicht jeder nachmachen kann, erleichtern das Dasein eines Volkes. Was sich in der Welt bezahlt macht, ist stets die höhere Qualität. Die gute Arbeit muß daher Volkscharakter werden.“ In dieser Beziehung waren wir Deutschen bis vor nicht allzulanger Zeit noch erheblich im Rückstande. Wie hieß doch das Urteil auf jener Weltausstellung über die deutschen Waren? „Billig und schlecht!“ In den letzten Jahrzehnten war uns freilich das Licht ausgegangen, daß wir uns nur durch die gute Ware die Welt erobern könnten, und so war ja jenes „Made in Germany“ aus einem Verdammungsurteil zu einem Ehrentitel geworden. Viel zu verdanken haben wir in dieser Beziehung der werbenden Tätigkeit des deutschen Werkbundes. Es ist der beste Beweis für seinen Wert, daß ihn uns bereits die Engländer nachgeahmt haben. Jedenfalls muß unser ganzes Volk

noch mehr als bisher zum guten Geschmack erzogen werden. Alle Waren, die bei uns hergestellt werden, und die in die Welt hinausgehen, müssen in ihrer Güte die der andren Völker überbieten und im Preise dabei doch möglichst billig sein. Diese Waren werden dann, das ist eine alte Erfahrung, ganz von selbst für den besten Absatz wirken, zumal es ja an der Nachfrage an Gütern durchaus nicht mangeln wird.

Der neuen Wirtschaft sollen aber auch die überreichen Erfahrungen dieser Kriegezeit zugute kommen. Diese Jahre haben uns erst mal deutlich gezeigt, was der Mensch alles fertig bringt, wenn er unter dem eisernen Zwange der Not handelt. Was uns dieser Krieg für die Arbeit Neues gelehrt hat, das ist sicher noch nicht alles erwiesen, aber es wird schon seinerzeit an den Tag kommen, und dann soll unsere Wissenschaft alles prüfen und das Brauchbare behalten und ausbauen. Nur an zwei Einzelheiten sei hier erinnert. Wie sehr hat sich heute unsere Industrie auf den Ersatzstoffen aufgebaut. Ja, wird man denn die nachher einfach wieder beiseite werfen? Das wäre doch ganz unklug. Im Gegenteil, wir werden sie weiter bearbeiten und uns unabhängiger von den Rohstoffen des Auslandes machen. Ferner die Altmaterialiensammlungen. Wieviel Stoff und Ware wurde ehemals achtlos vernichtet. Diesen unverständigen Luxus dürfen wir uns forthin auch nicht mehr leisten. Eine Organisation wird dafür zu sorgen haben, daß alles vorhandene Gut wieder einmündet in den kreisenden Strom der deutschen Volkswirtschaft.

Ein schweres wirtschaftliches Ringen wird nach dem Ende dieses Kampfes anheben. „Alle Völker des Erdkreises sind davon ergriffen. Deutschland ist ein Glied der Kette. Unserm deutschen Gewissen aber ist es bestimmt, das Schwere zu erfassen, das Härtere zu entringen: einzufühlen, umzudenken, in die Tiefe göttlichen Willens zu sinken, das große Geschehen umzudenken und es seiner inneren, innerlichen Bestimmung entgegenzutragen. Das ist deutsche Sendung.“

D. Sperber, Berlin:

Die Stellung Deutschlands im angedrohten Wirtschaftskriege.

Der von England und dessen Verbündeten angedrohte Wirtschaftskrieg an Deutschland sieht viel gefährlicher aus, als er es in Wirklichkeit je werden kann. Wenn auch zugegeben werden muß, daß Deutschland der Kampf um die Wiedererlangung seiner früheren Stellung im Welthandel zwar nicht leicht, aber dennoch auch nicht so schwer werden wird, wie dies heute von schwarzseherischer Seite aus vielfach angenommen wird.

Es wäre eine völlige Verkenntung der Weltwirtschaft und des Welthandels, wollte man annehmen, daß der Kampf gegen den deutschen Außenhandel durch

Verenthaltung wichtiger Rohstoffe, Ausnahmezölle gegen deutsche Waren, das Verschließen der fremden Kohlenstationen für deutsche Schiffe usw. für unsere Feinde lange erfolgreich durchführbar ist. Ganz abgesehen davon, daß Deutschland ebenfalls über Rohprodukte verfügt, die der Weltmarkt und das feindliche Ausland nicht entbehren kann, besitzt auch Deutschland für eine Anzahl Fertigfabrikate auf dem Weltmarkte nahezu eine Monopolstellung. Allein mit seinem Kali, den Teerfarben, Eisen und Kohlen besitzt Deutschland sehr wertvolle und wichtige Ausgleichswaren in seinen Händen, die vom Auslande nicht nur begehrt, sondern zum großen Teile dringend benötigt werden. Von einzelnen deutschen Fertigwaren läßt sich das gleiche behaupten und beweisen. In der ersten Hälfte 1918 sah sich sogar die amerikanische Wirkwarenindustrie in die Notlage versetzt, deutsche Nadeln für ihre Fabriken einzuführen oder die Fabrikation einzustellen. Die amerikanischen wie auch englischen Nadeln hatten sich durchweg als durchaus minderwertig erwiesen. Die Fabrikanten sahen sich daher gezwungen, beim amerikanischen Kongreß vorstellig zu werden, damit ihnen die Einfuhr deutscher Nadeln zugestanden würde. Es handelte sich hierbei um einen Wert von einer halben Million Dollar. Es ist dies ein typisches Beispiel dafür, wie oft die eine oder die andere Industrie eines Landes von der eines anderen Landes abhängig ist.

Eine sehr einflußreiche Stellung im Welthandel nimmt auch die deutsche Fabrikation chirurgischer Instrumente ein. Teilweise besaß sie eine regelrechte Monopolstellung. Die amerikanische Fachpresse liefert jetzt wieder den Beweis dafür. Sie schrieb im Juni 1918:

„Der Sekretär des Verbandes der Fabrikanten chirurgischer Instrumente in den Vereinigten Staaten hat beim Zollauschuß die Erhöhung für solche Instrumente auf 60 v. H. des Wertes verlangt. Alle in Amerika vor dem Kriege benutzten Instrumente kamen aus Deutschland. Die Mehrzahl in den Verbandsheeren benutzten chirurgischen Instrumente sind heute noch deutschen Ursprunges. Jetzt liefert Japan 35 v. H. der im amerikanischen Heere benutzten Instrumente. Die jetzt aufkeimende amerikanische Industrie auf diesem Gebiete wird aber ruiniert und kann sich nicht entwickeln, wenn sie nicht durch hohe Schutzzölle gesichert wird.“

Während des Krieges sind ja solche Fälle nur vereinzelt aufgetreten, da die Mehrzahl der Industrien des feindlichen Auslands ausschließlich für Kriegs- und Heereslieferungen tätig sind. Sobald aber alle Industrien erst wieder für Friedensbedarf arbeiten und mit ihren Erzeugnissen dann im freien Wettbewerbe konkurrieren müssen, sind sie auch nicht mehr in der Lage, die heutigen hohen Preise für Roh- und Erzeugstoffe zahlen zu können. Von diesem Zeitpunkte ab müssen sie dann wieder möglichst billig einkaufen und damit fallen auch ohne weiteres alle willkürlich errichteten Schranken.

Ähnlich verhält es sich mit der durch den angedrohten Wirtschaftskrieg beabsichtigten Verenthaltung von Rohstoffen für Deutschland. Die Rohstoffländer werden dort verkaufen, wo sie für ihre Produkte nicht nur die besten Preise erzielen, sondern vor allen Dingen die von ihnen benötigten Fertigfabrikate

preiswert und schnell erhalten können. Alle Weltmärkte sind heute in Friedenswaren nahezu völlig geräumt und der freie Handel wird sich daher mit den benötigten Waren dort eindecken, wo er solche gut, schnell und preiswert erhalten kann. Auch die Kohlenknappheit in den kohlenarmen Ländern ist eine ungewöhnlich große. In Argentinien verbrennt man heute aus Kohlenmangel bereits Mais in großen Mengen. Deutschland mit seinem Kohlenreichtum wird daher leicht imstande sein gegen Kohlen Häute, Fleisch, Brotgetreide und Futtermittel für die Viehzucht aus den La Platastaaten zu beziehen.

Aus anderen Ländern wird Deutschland wieder im Austausch gegen Kohlen, Kali usw. leicht solche Rohstoffe beziehen können, welche die heimische Industrie bedarf.

Zieht man zur Beurteilung der Sachlage die Zahlen des deutschen Außenhandels vom Jahre 1913 heran, so erhält man folgendes Bild:

England, Frankreich, Belgien nebst ihren Kolonien, Italien und die Vereinigten Staaten lieferten von der gesamten deutschen Einfuhr volle 49,1 Prozent. Von der deutschen Ausfuhr aber gingen nur nach diesen Ländern 42,9 Prozent. Die ganze übrige Welt hingegen war an der deutschen Einfuhr mit 50,9 und an der Ausfuhr mit 57,1 Prozent beteiligt.

Die deutsche Ausfuhr betrug nach den mitteleuropäischen Ländern, Skandinavien, Rußland und dem Balkan nebst Spanien 43,3 Prozent. Dahingegen gingen nach England und dessen Kolonien nur 18,6, nach Frankreich 7,8, nach den Vereinigten Staaten 7,1 und nach Süd- und Mittelamerika 8,6 Prozent. Mitteleuropa ist somit für Deutschland das Gebiet des hauptsächlichsten Warenaustausches. Die fernere Ausnutzung der dadurch gegebenen Vorteile wird daher der Sechelsucht seiner Feinde beträchtlichen Abbruch tun.

Es muß nun auch noch damit gerechnet werden, daß durch die Aufhebung des Freihandels in England und die Einführung von Zöllen die skandinavischen Länder, wie auch Holland auf den deutschen Markt förmlich gedrängt werden. Die Gründe, welche jene Länder bisher bestimmten, den englischen Märkten den Vorzug zu geben, fallen mit der Aufhebung des Freihandels und Einführung der Zölle fort.

Die handelspolitische Stärke Deutschlands liegt eben in seiner günstigen handelsgeographischen Lage im Herzen von Europa. An dieser Tatsache kann weder der Deutschland angedrohte Wirtschaftskrieg noch der unsinnige Haß der deutschen Feinde etwas ändern. Die also schon bestehende handelspolitische Stärke, ob seiner handelsgeographischen Lage, läßt sich aber noch vielfach verbessern. Die Absicht, den Rhein nach dem Kriege dem Handelsverkehr in erweitertem Maße zu eröffnen, so daß dadurch auch die Schweiz einen Zugang zur Nordsee erhält, wäre schon ein sehr wichtiger Vorstoß auf diesem Gebiete. Auch der beabsichtigte Ausbau der Donauschifffahrt, sowie die Absicht, die Donau mit dem bestehenden deutschen Kanalsystem zu verbinden, schließt eine weitere

wesentliche Verbesserung der handelsgeographischen Lage Deutschlands in sich ein. Ebenso wichtig wäre der geplante Ausbau des Kanalsystems durch Rußland nach dem Schwarzen Meere.

Verschärft wird nun auch noch die Sachlage zu ungunsten unserer Feinde dadurch, daß der größte Teil der französischen und belgischen Industrien nach dem Kriege nicht wieder gleich wettbewerbskräftig auftreten kann. Beide haben nicht nur im eigenen Lande vorerst genügend zu tun, sondern haben auch durch die zerstörenden Einwirkungen des Krieges viel zu sehr gelitten, um sofort wieder konkurrenzfähig zu sein. Wie stark der Rückgang der französischen Industrie ist, läßt sich aus einer Mitteilung des „Economiste Européen“ vom 28. 6. 1918 ersehen. Einer der besten Volkswirtschaftler Frankreichs, E. Théry, schreibt darüber:

„Durch die in allen Gegenden Frankreichs wirkenden Comités d'action économique ist festgestellt, daß von den im nichtbesetzten Gebiete unverlezt gebliebenen Industrien mindestens 40 v. H. jede Erzeugung eingestellt haben und zwar wegen Mangels an leitenden Persönlichkeiten, Personal, Arbeitern und Rohstoffen, sowie auch, weil fast alle Ausfuhr verboten ist.

Von den 60 v. H. in Tätigkeit bleibenden arbeiten ungefähr die Hälfte ausschließlich für Heereszwecke. Es bleibt also für die bürgerliche Kundschaft, die sich infolge der im Kriege stark angewachsenen Zahlungsmittel eher vermehrt als vermindert hat, nur 30 v. H. der im Frieden in Betrieb gewesenen Fabriken übrig.

Frankreichs Leistungsfähigkeit auf industriellem Gebiete wird daher nach dem Frieden auch eine recht beschränkte sein und in dem geplanten Wirtschaftskriege nur eine bescheidene Rolle spielen können.“

In der Hauptsache werden sich also Deutschland, England und die Vereinigten Staaten in den wieder lebhafter werdenden Weltmarkt zu teilen haben.

Deutschland von dem Weltmarkte daher ausschließen zu wollen, ist ein Unding, besonders da weder England noch die Vereinigten Staaten gleich wieder die alte Leistungsfähigkeit als Produzent erreichen kann. Ganz abgesehen davon, daß die Kriegswirtschaft auf einer großen Anzahl industrieller Gebiete in diesen Ländern viel einschneidendere Wirkungen gezeitigt hat wie in Deutschland, spielen bei beiden Ländern aber noch andere Faktoren mit, die sich ohne weiteres nicht beseitigen lassen.

Je länger der Krieg andauert, verschieben sich jetzt die Verhältnisse zu Deutschlands Gunsten. Die Entwicklungsfähigkeit von Produktion und Absatz wird bei uns wie auch bei unseren Feinden durch natürliche Vorbedingungen eingeschränkt. Bevölkerungszuwachs, Bodengestaltung, die geographische Lage des Landes usw. bestimmen die Wirtschaftsentwicklung und engen sie in gewisse Schranken ein.

Auf England, die Vereinigten Staaten und Deutschland die Vorbedingungen angewandt, ergibt folgendes Resultat: Daß unsere Feinde bei Entfaltung ihrer gesamten Wirtschaftskraft imstande sein werden, auf einzelnen Gebieten uns Produktion und Absatz zu erschweren. Dahingegen sind aber unsere Feinde unter gar keinen Umständen imstande, ihre eigene Volkswirtschaft derartig auszubauen

und umzuorganisieren, daß sie die deutsche Volkswirtschaft in allen Zweigen auf die Dauer wesentlich beeinträchtigen kann.

Allein schon die Arbeiterfrage wirkt in England und noch viel mehr in Nordamerika lähmend auf die Umstellung der Volkswirtschaft wie auch auf eine erhebliche Produktionssteigerung ein. Während die Vereinigten Staaten in erster Linie nach wie vor nur dann über genügend, und vor allen Dingen über ausreichend billige Arbeitskräfte verfügen, sofern sie jährlich einen Zustuß von rund einer Million Einwanderer erhalten, ist England ob seiner geographischen Lage in seiner Fertientwicklung erheblich eingeschränkt.

Wie wichtig die Einwanderung für Nordamerika ist, läßt sich aus folgenden Zahlen ersehen. Die Gesamtbevölkerung der Vereinigten Staaten betrug 1870 35½ Millionen, bis zum Jahre 1910 war sie auf 91,9 Millionen angewachsen. Während der gleichen Zeitspanne wanderten aus Europa allein 18,7 Millionen Menschen in den Vereinigten Staaten zu. Die Eigenvermehrung der 35½ Millionen Amerikaner innerhalb von 40 Jahren betrug also nur 37,7 Millionen. Ein volles Drittel der Gesamtzunahme stellte also die europäische Einwanderung. Dabei muß aber auch noch in Betracht gezogen werden, daß die weitaus größte Mehrzahl des Bevölkerungszuwachses durch die Einwanderer bereits aus arbeitsfähigen kräftigen Leuten bestand. Wie stark schon heute der Arbeitermangel in den Vereinigten Staaten vorherrscht, davon liefert die amerikanische Presse andauernd schlagende Beweise. Das „Fertile World Journal“ von New-York vom 11. 5. 1918 schreibt:

„Der wundte Punkt hier ist heute der Arbeitermangel auf allen Gebieten und macht auch den Spinnereien und Webereien viel Kopfzerbrechen. Andere Industrien sehen sich ob des zunehmenden Arbeitermangels nun auch gezwungen, immer mehr weibliche Arbeitskräfte einzustellen. Die Löhne sind bereits so hoch, daß sogar die leidenschaftlichsten Landstreicher sich dadurch zur Arbeit verlocken lassen, aber als Arbeiter sind solche Elemente wenig wert.“

Das „Wall Street Journal“ hingegen schreibt unterm 28. 5. 1918:

„Von überall wird berichtet, daß die Arbeitskräfte auf den Kohlenzechen schnell abnehmen. Auf allen Anschlußgleisen stehen lange Reihen leerer Wagen, weil keine Bergleute zur Kohlenbeförderung vorhanden sind. Überall macht sich heute in unserem Wirtschaftsleben ein fühlbarer Mangel der früheren billigen eingewanderten Arbeiter bemerkbar. Seit Ausbruch des Krieges hat nicht nur die Einwanderung fast völlig nachgelassen, sondern der Krieg hat auch eine sehr große Anzahl der Eingewanderten nach ihrer alten Heimat zurückgerufen.“

Die geographische Lage Englands zwingt das Land wieder, die benötigten Rohstoffe zumeist aus seinen entfernt gelegenen Kolonien holen zu müssen. Aus diesem Grunde ist auch die englische Volkswirtschaft stets von der mehr oder weniger großen Leistungsfähigkeit seiner Handelsflotte abhängig. Trotzdem nun England schon immer die stärkste Handelsflotte besaß, war sie dennoch nie in der Lage, alle die von der englischen Volkswirtschaft an sie gestellten Ansprüche erfüllen zu können. Im Jahre 1912 verkehrten in englischen Häfen 87,8 Millionen Netto-Reg.-Tonnen unter englischer und 60,6 Millionen Netto-Reg.-Tonnen

unter fremden Flaggen. Daraus läßt sich schon ersehen, daß der englische Handel und die Volkswirtschaft zu einem recht erheblichen Teile vor dem Kriege von der fremden Schifffahrt abhängig war. Nach dem Kriege wird dies aber noch in vermehrtem Maße der Fall sein. Durch die Verkürzung des englischen Frachtraumes durch die deutschen U-Boote einerseits und durch die notwendige Ergänzung der aufgebrauchten großen Rohstofflager anderseits sind dem Aufschwunge der englischen Industrie und dem Ausfuhrhandel erhebliche Beschränkungen auferlegt.

Auf der anderen Seite aber werden auch die heute Deutschland so feindlich gesinnten Staaten bald einsehen, daß Deutschland für sie selbst ein viel zu guter Kunde war, um in der Zukunft ganz auf ihn verzichten zu können.

Deutschland kaufte aus den feindlichen Ländern 1913 für 952,8 Millionen Mark mehr Waren und Rohstoffe, als es nach dorthin verkaufte. Davon entfielen auf England allein 391,7 Millionen Mark Überschuß und der Rest auf die Vereinigten Staaten.

Nach dem Kriege wird nun die Sachlage für die Feinde Deutschlands noch durch einen weiteren Umstand erschwert. Das Auftreten des Verbandes hat eine bedeutende Anzahl wehrpflichtiger, also körperlich und geistig leistungsfähigster, Deutschen gezwungen, im neutralen Ausland zu verbleiben, während Frankreich, England und auch Italien den letzten Mann aus jenen Ländern weggeholt haben. Vielfach wurden dadurch nicht nur die führenden Persönlichkeiten, sondern auch der gesamte kaufmännische Nachwuchs für die Vertretung ihrer Interessen zerstört. Die in jenen Ländern festgehaltenen Deutschen aber haben die Zeit nicht nutzlos verstreichen lassen, sondern wohl benutzt, so daß der deutsche Außenhandel gleich nach Friedensschluß wieder mit bewährten und erfahrenen Kräften in jenen Ländern den Wettbewerb aufnehmen kann. Die Auslandsdeutschen sind bisher noch immer die besten und erfolgreichsten Pioniere des deutschen Außenhandels gewesen und werden es auch wieder in Zukunft sein. Sie bedeuten im heutigen deutschen Wirtschaftsleben einen sehr schwer wiegenden Faktor, den man gut tun wird, richtig in Rechnung zu stellen.

Die Verbandsländer werden von vornherein damit rechnen müssen, daß der deutsche Außenhandel in den südamerikanischen Ländern und anderen Staaten, in denen die dort lebenden Deutschen in ihrer Bewegungsfreiheit nicht behindert waren, mit einem Stamme von erfahrenen und erprobten Vertretern rechnen kann. Die Verbandsmächte selbst hingegen sind gezwungen, meist neue Leute hinauszusenden, die sich erst einarbeiten müssen. Selbst die Amerikaner machen heute davon keine Ausnahme. Die Amerikaner verdienen durch die enormen Kriegslieferungen in der Heimat viel leichter ihr Brot wie im Auslande und eine sehr erhebliche Anzahl von Amerikanern hat es daher vorgezogen, während des Krieges nach der Heimat zurückzukehren.

Deutschland kann fernerhin noch mit einer erklecklichen Anzahl von Rückwanderern nach Friedensschluß rechnen. Viele davon haben vor dem Kriege im



feindlichen Auslande wertvolle Erfahrungen gesammelt, die nunmehr der deutschen Industrie und dem deutschen Handel nutzbar gemacht werden können. Andere dieser Rückwanderer werden wieder einen willkommenen Zuschuß für die heimische Bevölkerung abgeben und manche entstandene Lücke restlos ausfüllen, wodurch die wirtschaftliche Kraft Deutschlands eine nicht unerhebliche Kräftigung erfährt.

Der angeandrohte Wirtschaftskrieg des Verbandes gegen Deutschland verliert somit viel von seinem Schrecken, wenn man ruhig und sachlich die drohende Gefahr in ihre einzelnen Bestandteile zergliedert und rechtzeitig Mittel und Wege vorbereitet, um ihr wirksam zu begegnen. Deutschland muß aber unentwegt solange weiterkämpfen, bis es ihm gelungen ist, freie Bahn für seinen Außenhandel zu erzwingen. Darunter ist in erster Linie die Aufhebung der englischen Kontrolle über die Welthandelsstraßen zu verstehen. Solange England die hauptsächlichsten Welthandelsstraßen kontrolliert, kann naturgemäß von einer freien Bahn für den deutschen Außenhandel nicht die Rede sein. Ohne die Aufhebung der englischen Kontrolle über die Welthandelsstraßen wird sich Deutschland für längere Zeit auf den Absatz in Mitteleuropa angewiesen sehen, wodurch die Ausfuhr weniger, aber die Einfuhr von Rohstoffen umsomehr betroffen würde.

Das Hauptziel Deutschlands in dem ihm aufgezwungenen Kampfe um seinen Anteil am Welthandel ist und bleibt daher die

„Freiheit der Welthandelsstraßen“.

C. Brackmann:

An der Schwelle des neuen Ostasiens.

Eine epochale politische Entwicklung ist in Ostasien während des Weltkrieges vor sich gegangen. Vor eine von Grund aus neue Lage werden sich die Völker des Westens gestellt sehen, wenn sie nach Friedensschluß sich wieder auf Ostasien besinnen werden, um die Fäden nach dort neu anzuknüpfen. Das alte, von einer erdrückenden Schuldenlast am Boden gehaltene und in seiner Entwicklung auf allen Seiten beschränkte Japan ist nicht mehr, in dem die Staatsschuld in den beiden Dezennien 1894/1914 von 556 Millionen Mark auf 5,25 Milliarden gestiegen war, in dem jeder Steuerzahler acht bis zehnmal mehr als in den Vereinigten Staaten und viermal mehr als in China mit Staatsschulden belastet wurde und im Durchschnitt zwanzig Prozent seines Einkommens, ja in den höheren Steuerstufen selbst vierzig Prozent desselben als Steuern dem Staat zuführen mußte. An seine Stelle ist ein überreich gewordenes Japan getreten, das die den Flug zur Höhe hemmenden wirtschaftlichen Fesseln sprengte, dem das fast über die Aufnahmefähigkeit zuströmende Gold die Freiheit zur machtvollen Entfaltung seiner Kräfte gebracht hat, das, wirtschaftlich stark und

frei geworden, sich endlich in der Lage sieht, sich die militärische Rüstung zu geben, die ihm zur Stabilisierung seiner staatlichen Hoheit nach Innen und Außen nötig ist, auch wenn es seine weit ausschelenden nationalen Pläne grundsätzlich nicht auf dem Wege der Gewaltpolitik erreichen will. Der Wandlungsprozeß, der ähnlich der zwischen 1760 und 1830 über England gekommenen „industriellen Revolution“ das alte agrarische Japan in neue Formen goß, ist im Gewalttempo vorgeangegangen und hat eine Hochflut unerwarteter Gewinne ins Land gebracht. Wenn der japanische Außenhandel nach den Berichten des Handels- und Landwirtschaftsministeriums von 2492,358 Millionen Mark im Jahre 1914 auf 3956,182 Millionen in 1916 und gar 5314,212 Millionen in 1917 stieg, wenn dabei die vordem ständige, in 1914 9,734 Millionen Mark betragende Passivität der Handelsbilanz seit 1915 einer Aktivität wich, die 1917 nicht weniger als 1153,940 Millionen Mark betrug, wenn sich das Volksvermögen nach ministerieller Erklärung im Abgeordnetenhaus bereits im Frühjahr 1916 um mehr als 4,2 Milliarden Mark vermehrt hatte, wenn Industriegewinne bei den Spinnereien von 60 Prozent, bei der chemischen Industrie von 80 Prozent, bei den Schiffahrtsgesellschaften von 70 Prozent nicht ungewöhnlich sind, wenn der Goldbestand des Landes sich mehr als verdreifacht hat und mehr als 2,625 Milliarden Mark als hochverzinsliche Darlehen an die Alliierten ausgegeben werden konnten unter gleichzeitiger starker Abstoßung der eigenen, im Auslande eingegangenen Anleiheverpflichtungen, so kennzeichnen diese Zahlen das Hereinbrechen eines Milliardensegens in das Land, der in der Geschichte seinesgleichen nicht hat. Da Reichtum aber Macht bedeutet und sich automatisch auf politischem und militärischem Gebiete sofort auswirkt, ist Japan schon damit in ganz anderem Umfange in den Vordergrund der politischen Konstellation in Ostasien gerückt als jemals vordem.

Dieser märchenhafte Aufstieg fällt aber zeitlich zusammen mit dem Zerfall des russischen Kolosses, mit der jedenfalls einstweiligen Ausmerzung des politischen Einflusses Deutschlands, mit der völligen Stillelegung und Bindung der englischen Arbeit durch den europäischen Krieg und, seit dem Februar 1917, auch mit einer sehr starken Ablenkung Amerikas. Eine ungeheure Begünstigung der Festigung seiner Stellung. Kein Einspruch und keine Drohung vereitelt die Pläne; kein Gegenzug hält ihre Ausführung zurück. Ohne zu Fehlgriffen verleitende Nervosität können die Ziele gesteckt und in systematischem Fortschreiten die Etappen erreicht werden, kann die vom jungen Reichtum gegebene Macht ihre anziehende und beherrschende Wirksamkeit ausüben. Nach der alten Wahrheit: „Wer da hat, dem wird gegeben“, arbeitet Zeit und Lage fast selbsttätig, aber um so nachhaltiger für das Inselreich, als dieses den umwohnenden Schwachen, insbesondere China, schon durch sein unaufhaltsames Erstarken als der bedeutendste zum Überdauern der Wechselfälle befähigte Schutzherr erscheint und nach dem Verschwinden der übrigen, vordem sich aufdrängenden Mächte kein anderer Helfer mehr in Sichtweite steht. In ruhiger Sicherheit und Zielstrebig-

keit arbeitet seine Politik. Warum sollte sie nach dem Willen der europäischen Verbündeten die durch die Selbstauflösung Rußlands eingeleitete Entwicklung überstürzen? Kann sich denn das schon in den Tagen der festgefügtten Zarenherrschaft bis über seine Westgrenze, bis nach Irkutsk wirtschaftlich nach dem Pazifik hin gravitierende und auf ihm basierende ostbailalische Sibirien, um das der Erb- streit geht, nach dem Verschwinden der russischen Zentralgewalt überhaupt an eine andere Macht anschließen, als an das jetzt nach seinem Kriegsausschwung das Wirtschaftsleben ganz Ostasiens fast beherrschende Japan? Wo die Verhältnisse zwangsläufig arbeiten, war jeder vorzeitige Eingriff vom Übel; namentlich wenn er, wie hier, die im besten Fortschreiten befindliche Harmonie mit dem in Sibirien um seine Hoheitsstellung in der Mandschurei fürchtenden China stören und die in diesem eröffneten Möglichkeiten verwirren mußte. Den Versuch Frankreichs und Englands, die Macht Japans für ihre europäischen und indischen Interessen gegen das „abtrünnige“ Rußland und gegen die „deutsche Gefahr“ durch eine Intervention auszuspielen zu wollen, ließ man deshalb kläglich scheitern. Aber man bog die Anregung nach den ausschließlichen Bedürfnissen Japans und Ostasiens um, die beide gegen das Eindringen bolschewistischer Revolutionsgedanken gesichert und von dem deutschen Wettbewerb befreit werden sollten, indem man aus ihr zunächst den Anlaß zu festestem Zusammenschluß der gelb- rassigen Nachbarmächte in einer Militärkonvention hernahm, die in ihrer grundlegenden Bedeutung für die künftige ostasiatische Geschichte gar nicht überschätzt werden kann. Sodann nahm man, nicht als Gefolgsmann, sondern in durchaus eigener Linienführung, den Wunsch Englands, die in China internierten Deutschen nach Australien abgeschoben zu sehen, auf. England wollte damit die Gefahr bannen, die seine östliche Schule für die innere und äußere Ruhe Indiens aus der etwaigen Vereinigung der in China internierten und der in Russisch-Asien kriegsgefangenen Deutschen und aus ihrer propagandistischen Tätigkeit heranziehen sah. Japan stellte bereitwillig die Schiffe zum Abtransport zur Verfügung, weil es gerade die Deutschen, die durch ihren Rechtsanspruch auf Kiautschou die Geschlossenheit der japanischen Beherrschung des östlichen Stillen Ozeans durchlöchern und außerdem als sehr unbequeme Konkurrenten dem japanischen Handel in China den Weg verlegen, aus Ostasien ausgemerzt wissen will. Dieser Plan mußte fallen gelassen werden; wie die französischen Blätter ihren Lesern erzählten, infolge der deutschen Drohung, zur Vergeltung französische und englische kriegsgefangene Offiziere in der westlichen Gefahrzone beschäftigen zu wollen. Als aber im Hochsommer die Konsolidierung des Widerstandes der Bolschewiki gegen den Durchmarsch der Tschecho-Slowaken nach Wladiwostok am Baikalsee und am Ussuri und die Behauptung der europäischen Entente, daran sei vor allem das Eingreifen der kriegsgefangenen Deutschen und Österreich-Ungarn unter dem russischen General Taube schuld, ein längeres Zuarbeiten und Untätigbleiben ohne Verletzung der Bündnispflichten nicht zu gestatten

schienen, wußte man wieder die rein japanischen Forderungen und die ausschließlich ostasiatischen Interessen unerbittlich und erfolgreich in den Vordergrund zu schieben. Die Interventionsunternehmung wurde auf die Hilfe für die am Durchzuge behinderten Tschecho-Slowaken, d. h. aber auf das dem ostasiatischen Wirtschaftsbereich zugehörnde Gebiet zwischen Baikalsee und Pazifik beschränkt, dem durch den beschleunigten Abtransport der angefeindeten Durchzügler der Landfrieden wiedergegeben, das zugleich durch Zurückdrängung des bolschewistischen Einflusses von dem den sozialen Frieden Japans bedrohenden revolutionierenden Element befreit werden soll, um desto schneller der wartenden japanischen wirtschaftlichen Expansion sich zu öffnen und in den japanischen Interessentenkreis hineinzuwachsen. Das seit dem vorigen Jahre geknüpft enge Verhältnis zur amerikanischen Union ermöglichte es, für die Unternehmen deren Einverständnis zu gewinnen. In der Tat, man war stark genug, in freier Selbständigkeit sich die Ziele und die Wege seiner Politik zu wählen.

Unanfechtbar ist die Vormachtstellung in dem von allen Rivalen freigewordenen Ostasien. Okumas Ziel, Japan durch diesen Krieg „den großen herrschenden Mächten England, Rußland, Deutschland und Frankreich zur Seite gestellt zu sehen“, ist für seine Umwelt am westlichen Stillen Ozean mehr als erfüllt. Nicht neben, nein über den anderen Großmächten steht es dort in einer durch keine Kriegesopfer beschnittenen, vielmehr gerade durch den Krieg zu einer von keinem anderen mehr einzuholenden Höhe entwickelten wirtschaftlichen und politischen Machtfülle. Darin den größten Erfolg seiner Politik erblickend, die Grundlage, auf der diese Macht ruht, breiter, tragfähiger gemacht und gegen alle Rückschläge gesiegt zu haben. Darum China der Angelpunkt der gesamten politischen Kriegesarbeit, deren Sicherung die Vertragspolitik mit den Vereinigten Staaten und auch mit England dient, in der das russische Asien und die deutsche Südsee Nebenfiguren sind. In China gilt es keine Zeit zu verlieren, denn es muß in seinen innerpolitischen Zusammenhängen und in seiner wirtschaftlichen Kraft so gefestigt und erstärkt werden, daß es in voller Aufnahmefähigkeit dasteht, wenn das Zusammensinken des Weltkrieges ein Abflauen des Kriegsumsatzes mit sich bringt und die treibhausartig emporgeschossene Industrie wie das übersättigte Volksvermögen Japans nach neuen Absatz- und Tätigkeitsfeldern ausschaut. Stärkung Chinas im eigenen Interesse ist deshalb im Gegensatz zu früheren Zeiten das Prinzip, das von Erfolg zu Erfolg geführt wird, und dessen Gewinn festschreitend eine Festigung Ostasiens ist. Ein der Hilfe Europas entwachsen, von der Zusammenarbeit mit Japan voll befriedigtes China wird deshalb gemeinsam mit Japan in geschlossener Phalanx als lebendiges Zeugnis vorausschauender großzügiger japanischer Politik den ermüdeten und verarmten Völkern Europas am Kriegsende gegenüberstehen. Die Zeiten, da das Reich der Mitte es ertragen mußte, von Europa als Ausbeutungsobjekt gewertet zu werden, sind dann endgültig vorüber.

Dazu die unangreifbare militärische Stellung Japans. Von der einzigen, bisher zu Lande drohenden Gefahr durch den Zusammenbruch des russischen Heeres, und durch das Auseinanderfallen des Reiches in kriegerisch ohnmächtige Teilgebilde auf Menschenalter hinaus befreit, ist es gegen alle Nachbarn durch die Überlegenheit seiner modernen kriegserprobten Armee so sehr geschützt, daß es nach dem Zusammenschluß mit China seine Landtruppen sogar, ohne Gefahr befürchten zu müssen, auf den Stand eines Kolonialheeres wird zurückführen können — mit der Rückwirkung eines neuen Übergewichtes seiner industriellen Leistung über die im Zwang dauernder stärkster militärischer Lasten gehaltenen europäischen Staaten. Zur See aber kann es, im Rücken nach der Austilgung der störenden deutschen Stellung bei Kiautschou und der russischen bei Wladiwostok, zumal nach dem Einverständnis mit China völlig gedeckt, jedem Angreifer von Sachalin im Norden bis zur chinesischen Provinz Fukien im Süden eine durch eine fortlaufende Inselkette gestützte und durch Landbefestigungen aufs wirksamste gesicherte Front entgegenstellen, hinter der sein heimisches Volksleben ungestört die Ereignisse abwarten kann, gesichert durch den Markt halb Asiens. Ganz abgesehen davon, daß schon die Unmöglichkeit, über die meilenweiten Meere hin Operationen durchzuführen, jeder europäischen Macht, außer vielleicht England, einen Krieg verbietet. Den einzigen von England und den Vereinigten Staaten drohenden Gefahrmöglichkeiten aber, von denen jenes in Indien und Australien wie in seinem Besitz in der indischen Inselwelt, dieses in den Philippinen wirkungsfräftige Operationsbasen haben, ist durch kluge Vertragspolitik erfolgreich begegnet. Ruhend auf dem breiten Grunde der in engster Interessengemeinschaft verbundenen beiden ostasiatischen Reiche, erprobt in seiner Selbständigkeit gerade in der Auseinandersetzung mit den Ansprüchen seiner Verbündeten, gegen jede Gefährdung gedeckt durch seine in jahrzehntelanger Arbeit, seit den Tagen des chinesisch-japanischen Krieges (1894/95) planmäßig ausgebaute strategische Stellung, wie durch seine Entlegenheit, unbezwingbar in seiner wirtschaftlichen Machtfülle, ist Japan stark genug geworden, den fremden Mächten Maß und Ziel ihrer Tätigkeit in Ostasien zu setzen.

Dieses Aufschnellen Japans hat die Grundlagen des ostasiatischen Gebäudes völlig verändert. Vordem bildeten diese die Verträge, die Japan in mühsamer diplomatischer Arbeit den Mächten England, Rußland, Frankreich und den Vereinigten Staaten mit gegenseitiger Zusicherung der territorialen Unverletzlichkeit Chinas abgerungen hatte. Die Frage der Vormacht blieb unentschieden in der Schwebe, nachdem Rußland von Japan vernichtend getroffen war, und Japan in den Verträgen mit England sich den europäischen Mächten an die Seite gestellt hatte. Heute gehört dieser Abschnitt der asiatischen Entwicklung der Vergangen-

heit an. Heute ist Grundlage des neuen Ostasiens die freie, alle Rivalität zurückdrängende, in sich selbst ruhende Machtstellung Japans. Insbesondere nach dem ungeheuren Zuwachs, den sein Prestige am ganzen Pazifik und über den asiatischen Kontinent hin dadurch erhalten hat, daß es als Vormacht der ihm verbündeten weißen Großmächte die militärische Führung der Intervention in Sibirien übernehmen konnte. Der Weg der Politik nach Ostasien führt seit dem Jhij-Abkommen mit Amerika über Japan. Das überreich gewordene Japan ist die Geldmacht des Ostens. Japan ist auch dessen Schutzmacht. Auf tausend und abertausend Pfaden durchseht japanischer Einfluß das weite Gebiet vom Jablonoi-Gebirge bis zum Äquator, von Indien bis zu den Inseln der Südsee. Es ist verständlich, daß Japan Richtung und Ziel der kommenden Zeit bestimmt. Allerdings unter weiser Rücksichtnahme auf die geschichtlich gewordene Stellung Englands und der Vereinigten Staaten, die zur Zeit allein noch Beachtung heischen. Deren wirtschaftlicher und politischer Einfluß ist in Ostasien zu alt fundiert. Ihre Beziehungen, durch private und öffentliche Tätigkeit geknüpft, sind namentlich in China, und hier wieder die der Engländer im Yangtse-Becken, die der Union in Süchina, zu zahlreich, zu eng verflochten mit dem Volksleben, zu sehr durch den Rückhalt in einflussreichen Kreisen zu einer Macht erhoben, als daß es für Japan förderlich sein könnte, sie zu ignorieren, während seine junge Stellung sich noch im Zustand des Bodengewinnens und der Einwurzelung befindet. Die üblen Erfahrungen des Kabinetts Okuma haben davon eine zu laute Sprache geredet. Dazu ihr Besitz militärischer Ausfallstore. Zugleich die Erwägung, daß es sich auch dem Stärksten empfiehlt, durch die Freundschaft Starker stärker zu werden, und daß diese Freundschaft jedenfalls dann nötig ist, wenn man bestimmte ihrer wirtschaftlichen Erzeugnisse (amerikanischer Stahl) noch nicht genügend im eigenen Betriebe erzeugen kann, und der Schiffahrts- und Handelsverkehr mit ihnen der Volkswirtschaft erhebliche Gewinne zuführt. Die Erhaltung des alten Vertragsverhältnisses mit England und der Ausbau des neuen zu den Vereinigten Staaten sind deshalb die bedeutungsvolle Ergänzung der Machtstellung Japans für den Bau der neuen Zeit.

Dies haben die verantwortlichen Leiter der japanischen Politik Terauchi, Motono und Goto einstimmig in feierlichster Weise erklärt. Dabei wird der Bund mit Großbritannien in Erinnerung an die besondere Bedeutung, die dieses für den Aufstieg Japans gehabt hat, zugleich um den alten Verbündeten über die schmerzliche Tatsache zu trösten, daß er seinen Platz einem anderen hat räumen müssen, stets an erster Stelle genannt. Es ist nach Goto „der Angelpunkt, um den sich die ganze japanische Politik dreht“. Das kann aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß seit dem Herbst des vorigen Jahres die Einigung mit den Vereinigten Staaten der Entente mit Großbritannien so sehr den Rang abgelaufen hat, daß sie an die erste Stelle getreten ist. Man beachte die begeisterten Worte, mit

denen Viscount Motono in seinem im Abgeordnetenhaus im Januar gegebenen Exposé ihr Lob singt: „Die Vereinigten Staaten haben sich von der Aufrichtigkeit des Entschlusses Japans, die Unabhängigkeit Chinas und die Integrität seines Gebietes aufrechtzuerhalten, überzeugt und Japans besondere Interessen in China anerkannt. Es ist ein unschätzbare Erfolg der japanischen Mission in den Vereinigten Staaten unter Ishij, daß es ihr gelungen ist, die Vereinigten Staaten von der wirklichen Gesinnung Japans zu überzeugen und alle Mißverständnisse wegzuräumen.“ Unverhüllt kann die Bedeutung, die diesem Bündnis zugeschrieben wird, nicht bezeugt werden. Sie erhielt noch nachdrücklicher ihre Klarstellung durch die Umrahmung. Auch dem Bündnis mit England widerfährt lobende Erwähnung. Es ist „die Hauptgrundlage der japanischen auswärtigen Politik“. Es soll auch eine unauslöschbare Tatsache sein, „daß die Beziehungen zwischen beiden Ländern fester und enger geworden sind“. In der Zukunftswertung schwingen aber eigentümlich anmutende Untertöne mit, die im Gegensatz zu dem über das amerikanische Bündnis Gehörten den klaren Klang nur zu sehr verdunkeln und verschleiern. Statt rückhaltloser Anerkennung heißt es: „Solange gemeinsame Interessen zwischen Japan und England in Asien bestehen, werden die Regierungen und Völker beider Nationen mehr und mehr die Notwendigkeit einer loyalen Aufrechterhaltung der Bündnisse verstehen.“ Und diese kommende Einsicht wird erhofft, nachdem das Bündnis bereits sechzehn Jahre bestanden hat! Der starke Abstand dieser noch dazu durch das „solange“ limitierten Würdigung ist unverkennbar. Kommen hinzu die zahlreichen Anzeichen tatsächlich engsten Zusammenstehens mit den Vereinigten Staaten, das in der Interventionsfrage sogar zu einer Nichtbeachtung Englands führte und auf der anderen Seite in einem alle Traditionen verleugnenden Eingehen Amerikas auf japanische Wünsche bei der Anerkennung der japanisch-chinesischen Militärkonvention Ausdruck erhielt. In der Tat, England hat im gleichen Verhältnis zu seiner Güter- und Mächteinbuße im Weltkrieg an die Union die Stelle als erster entscheidender Verbündeter Japans abtreten müssen.

Dabei ist — das mag besonders betont werden — Japan heute weit entfernt, seine Politik feindlich gegen England einzustellen. Die Sektensprünge der Taumeltage des Ministeriums Okuma nach Kriegsbeginn sind vorüber. Aber man sah den ungeheuren Zuwachs an Reichtum und Macht, der aus dem Kriege und aus der Selbstzerfleischung Europas Amerika zuströmte. Man bedachte, daß es durch die Philippinen immerhin in drohenderer Nähe der die japanische Seegeltung schützenden Inselkette steht, als England in Indien und Australien. Man erwog die Handelsmöglichkeiten und Industrienotwendigkeiten, wie den Einfluß der nördlichen Union, des Herrn des Panamakanals, in dem Lande der japanischen Zukunftshoffnung, in Südamerika — und sah dort den Stern auf-

gehen, dem zu folgen jetzt erste Pflicht der Klugheit ist. Gewiß darüber, mit dem alten Verbündeten, dem das Land alles zu verdanken hat, der den jetzt regierenden Kreisen der Militärpartei durch ihre ganze geschichtliche Vergangenheit nahesteht, dadurch um so weniger in Konflikt zu kommen, als die Interessen Amerikas und Englands nicht gegeneinander stehen, sondern einträchtig gleichlaufen und auf beiden Seiten in der Aufrechterhaltung des „Prinzips der offenen Tür“ ihr gemeinsames Ziel haben.

Japan, gestützt auf das Bündnis mit den Vereinigten Staaten und auf das mit Großbritannien, in reicher Machtfülle zu beherrschender Großmachtstellung in Ostasien aufgestiegen und damit die politische Lage auf diesem früheren Schauplatz unablässiger diplomatischer Kämpfe für die Zukunft bedeutend vereinfachend, das ist deshalb das Bild, das wir an der Schwelle der neuen Zeit dort heraufsteigen sehen, in dem die Trümmer des russischen Fernen Ostens der Anziehungskraft des wirtschaftlich mächtigeren Japans folgen und China in Anlehnung an dieses einem neuen Aufschwung entgegengeht. Ostasien schickt sich an, wir müssen uns allgemach an den Gedanken gewöhnen, in der neuen Zeit nach Kriegsende den Ostasiaten zu gehören. Das einst von dem ostasiatischen Kulturbund unter dem Prinzen Konoye gestellte Ziel reift seiner Verwirklichung entgegen.

Martin Winkler:

Die Semstwoverfassung.

Ein Beitrag zu den ersten Kämpfen gegen den Absolutismus in Rußland.

Zur Kenntnis der innerstaatlichen Verhältnisse Rußlands, die uns heute so bitter not tut, soll dieser Beitrag dienen. Die Semstwoverfassung, eine Selbstverwaltungsform, war an sich in einem absolutistisch regierten Staate ein Unding, da sie ja eine erste Stufe einer konstitutionellen Verfassung darstellt, die natürlich einen strengen Absolutismus ausschließt. So mußte schon in der Einrichtung entweder der Todeskeim der neuen Verwaltungsart liegen oder aber sie mußte sich durchsetzen gegen den Absolutismus und dessen Macht beschränken. Wenn wir das vor Augen behalten, verstehen wir, daß die Regierung nichts anderes als ein machtloses Truggebilde zulassen konnte, wenn sie sich nicht selbst verneinen wollte, und daß anderseits das rechtlose Volk alle Kraft daran setzte, endlich hier einen Anfang zu machen, an der Regierung selbst mitteilzunehmen. Das läßt uns die heftigen Kämpfe verstehen, die die ganze Zeit über stattfanden. Dazu kam noch, daß es bisher im russischen Staatsrecht nicht die geringsten Ansätze zu Einrichtungen der Selbstverwaltung gab.

So wurden bis zum Jahre 1861 alle Versuche, die Lage des rechtlosen Volkes zu bessern, stets mit Tod und Verbannung bestraft. Da trat plötzlich eine Kursänderung ein. Alexander II., der „Zarbefreier“, setzte überall mit Reformen ein und begann 1861 mit der Aufhebung der Leibeigenschaft, die aber wie alle diese Reformen durch ihre Unvollkommenheit das Elend fast noch verstärkte. Und in dieser Reihe der Reformen bildete die Änderung der lokalen Verwaltung, die Einführung der Semstwoverfassung, einen wichtigen Bestandteil.

Rußland war seit Peter dem Großen in Gubernien und Kreise eingeteilt, an deren Spitze nach dem Gouvernementsstatut von 1775 besondere Behörden der Gouvernementsverfassung, der Rechtspflege und der Kronwirtschaft traten. Die Bevölkerung war in der Verwaltung entweder gar nicht oder doch nur mit geringem Einfluß vertreten. Dadurch wurde aber nicht nur die Bevölkerung geschädigt, sondern das verringerte die Einkünfte des Reiches wieder so sehr, daß man sich dazu entschloß, amtlich „Motive zu den Entwürfen einer Ordnung der Semstwoinstitutionen vom Jahre 1864“ zu verfassen. Ursprünglich hatte man sogar an eine weitgehende lokale Selbstverwaltung gedacht, aber schon bald lenkte man ein. Und als schließlich am 1. Januar 1864 „die Ordnung der Semstwoinstitutionen“ durch kaiserlichen Ukas in 33 Gubernien eingeführt wurde, war von dem stolzen Plane wenig übrig geblieben. Aber dennoch war der Ukas von folgenreichster Bedeutung als Ausgang der Anteilnahme des Volkes an den Geschicken des Landes.

Der Ukas setzte zwei Arten von Einrichtungen fest: Die Landschaftsversammlungen, denen die Beschlußfassung oblag, und die Landschaftsämter, die diese Beschlüsse auszuführen hatten. So hatte jedes Gouvernement seine Gouvernementslandschaftsversammlung und sein Gouvernementslandschaftsamt, und jeder Kreis seine Kreislandschaftsversammlung und sein Kreislandschaftsamt. Zur Wahl war jeder männliche Russe zugelassen, der unbescholten war und über den nicht eine Voruntersuchung im Gange war. Außerdem dürfen Frauen, Abwesende und die Volljährigen vor Vollendung des 25. Lebensjahres ihre Stimme einem Wahlberechtigten, zu denen auch ganze Gesellschaften und Anstalten als juristische Personen gehören, übertragen. Soweit sah alles sehr liberal aus. Nun aber kamen die Beschränkungen der Regierung. Zunächst war Voraussetzung ein bestimmter Vermögenszensus an Immobilienbesitz. Außerdem konnte sich die Regierung doch nicht vom ständischen Prinzipie freimachen und setzte die Einteilung der Wähler in drei Abteilungen durch: in die Klasse der für sich stehenden Grundbesitzer, in die städtischen und in die ländlichen Gemeinschaften. Die erste Klasse hatte wieder zwei Unterabteilungen: die Vollberechtigten, die, je nach dem Bodenwert des betreffenden Kreises, über 200—800 Desjatinen im Werte von ungefähr 15 000 Rubel verfügen mußten, und die Nichtvollberechtigten, die, wenn sie mindestens $\frac{1}{20}$ Vollzensus besaßen, Wahlmänner wählen durften, so daß jedesmal für einen vollen Zensus wieder ein Abgeordneter in die Wahlversammlung

kam. In dieser wählten nun die Vollberechtigten persönlich und die Wahlmänner der Teilberechtigten. In den städtischen Gemeinden besaßen das Stimmrecht alle, die als Inhaber von kaufmännischen Scheinen eine bestimmte Gilbesteuer zu bezahlen hatten, die Eigentümer von gewerblichen Betrieben mit mindestens 6000 Rubel Umsatz im Jahre und außerdem die, welche immobilien Besitz in einem Werte besaßen, der je nach der Größe des Ortes gestaffelt war. Es fehlten hier die Nichtvollberechtigten mit ihrer Vertretung durch Wahlmänner. Um die Vertretung der dritten Abteilung, des bäuerlichen Gemeindegrundbesitzes zu verstehen, darf ich kurz daran erinnern, daß der Boden in der bäuerlichen Gemeinde Rußlands — man nennt das System die Mirwirtschaft — meist Eigentum nicht des Einzelnen, sondern der ganzen Gemeinde als einer juristischen Person ist. Die Vertreter dieser Dorfgemeinschaften, wobei jedesmal auf 10 Höfe ein Vertreter kommen sollte, bildeten die Wolost, d. i. die Distriktversammlung, aus der die Wahlmänner entnommen werden sollten, deren Summe aber ein Drittel der Versammlung nicht übersteigen durfte. Auf besonderen Wahlversammlungen sollten nun die hierbei festgestellten Wahlmänner die dem Kreise zukommenden Abgeordneten wählen. Alle drei Jahre sollten in geheimer Wahl mittels Stimmfugeln Neuwahlen stattfinden, bei denen die absolute Mehrheit entscheidend war. Eine weitere Beschränkung war in der Anzahl der Abgeordneten festgesetzt. So durften die Grundbesitzer mindestens 2, aber höchstens 40 Abgeordnete wählen, die städtischen Gemeinden 2 bis höchstens 24, die ländlichen 4 bis höchstens 37, die drei Klassen zusammen mindestens 10, höchstens 96. Außer diesen gewählten Abgeordneten konnte die Regierung noch von den Domänenverwaltungen 1 bis 3 Abgeordnete ernennen, was natürlich der Zusammensetzung durch Wahl entgegentrat. Es fand jährlich im Herbst eine ordentliche Sitzung statt. Zuständig waren die so gewählten Semstwoinstitutionen für die örtlichen wirtschaftlichen Bedürfnisse, die in 14 aber sehr allgemein gehaltenen Ziffern näher gekennzeichnet waren. Aber auch über diese der Selbstverwaltung zustehenden Punkte behält doch die Regierung die Oberaufsicht, während sie auch in anderen Punkten sich von den Semstvos beraten lassen kann. Da es nun aber außerdem von der Regierung noch besondere Komitees gab, wie für das Gefängniswesen, Schulangelegenheiten, Sanitätsachen, so mußte es notgedrungen vom ersten Augenblick an zu Reibereien zwischen beiden Behörden kommen, die endlich 1890 zu einer Änderung der Semstwoverfassung Anlaß gaben, freilich nur in reaktionärem Sinne. Vorher möchte ich noch bemerken, daß die gleichen Bedingungen wie für die Kreise auch für die Gubernien galten, deren Versammlungen durch Wahl aus den Abgeordneten der Kreise entstand. Das der Kreisversammlung zur Seite stehende Kreislandtschaftsamt bestand aus einem Vorsitzenden und zwei bis drei Beisitzern, die auch aus der Kreislandtschaftsversammlung gewählt wurden, und denen Beamte zur Seite standen. Doch war es dem Gouverneur erlaubt, falls sich ein Beschluß gegen die Gesetze und die allgemeinen Staatsinteressen richtete, die Ausführung

zu verbieten, wie er oder der Minister des Innern überhaupt zu jeder Beschlußausführung ihr Zustimmung geben mußten.

Sofort begann nun der Kampf. Einen ersten Vorstoß von seiten der Regierung bildete der Senatsbeschluß vom 16. Dezember 1866, wonach der Gouverneur berechtigt war, jede unzuverlässige Person — und das war natürlich ein sehr subjektiver Begriff — als Abgeordneten nicht zu bestätigen. 1867 erhielt dann der Vorsitzende das Recht, Fragen, die über die lokalen Interessen hinausgingen, von der Tagesordnung abzuweisen. Da nun der Vorsitzende der vom Adel gewählte Kreisadelsmarschall war, bekam die Regierung so weiteren Einfluß. 1879 begann das Recht des Gouverneurs, sogar die Abgeordneten später nach der Wahl abzuweisen. Durch diese Entrechtung der Volksvertretung mußte es sich die Regierung selbst zuschreiben, wenn man nun immer mehr alle Hoffnung auf diejenigen setzte, die „unter das Volk gingen“: die Revolutionäre, die nun den Kampf auf Tod und Leben aufnahmen. Aber auch der Semstwo suchte seine Stellung zu stärken und sich noch mehr an die Allgemeinheit zu wenden. Deshalb wollte man zunächst eine kleine Semstwozelle und eine allständische Wolost, d. h. Distriktversammlung, und als nun ein Bund der liberalen Semstwoabgeordneten entstand, versuchte man, sich zur Mitarbeit auf einer Versammlung 1878 in Kiew sogar mit den Revolutionären zu verständigen. Als hierbei keine Einigung erzielt wurde, suchte man auf friedlichem Wege, durch Petitionen an die Regierung, zum Ziele zu kommen, natürlich ohne Erfolg. Eine Auffrischung erhält die reaktionäre Richtung beim Regierungsantritt Alexander III. Man unterstützt nun den Adel, gründet 1885 die Adelsbank und setzt jetzt Landhauptmänner ein, die Adelige fein sollen mit administrativ-richterlicher Gewalt, einem Beaufsichtigungsrecht über alle Äußerungen des Lebens der Gemeinde. Besonders kann er geringere Vergehen mit Geld- oder Haftstrafen sühnen. Doch alles das führte zu keinen erfreulichen Resultaten. Es war dies bei der strengen Scheidung des Semstvos vom Staate auch gänzlich undenkbar, und so kam ein Projekt des Grafen D. A. Tolstoi zustande, durch das das Semstwo nur noch eine Abteilung des Ministeriums des Innern gewesen wäre. Aber dieser Entwurf war selbst der Regierung zu reaktionär, so daß man nun zu der Ordnung von 1890 kam.

Leider ist auch diese neue „Ordnung der Gouvernements- und Kreislandtschaftsinstitutionen“ wieder sehr systemlos und weist zahlreiche Lücken auf. Nicht nur die lokalen wirtschaftlichen Interessen, sondern alle lokalen Interessen wahrzunehmen ist jetzt Pflicht des Semstvos. Andererseits aber ist die Kontrolle durch den Gouverneur und den Minister des Innern nur noch strenger geworden. Denn ein neues Organ, die Gouvernementsbehörde für Landschafts- und städtische Angelegenheiten, wurde errichtet, der der Gouverneur, der Adelsmarschall als Vorsitzender der Gouvernementsversammlung, der Vorsitzende des Gouvernementslandschaftsamtcs, das Oberhaupt der Hauptstadt des Gouvernements, ein aus der Gouvernementslandschaftsversammlung unter den Mitgliedern gewähltes, vom

Minister des Innern bestätigtes Mitglied, der Vizegouverneur, der Staatsanwalt des Landgerichtes und endlich der Vorsitzende der Rechnungskammer angehören, wozu seit 1905 noch ein Mitglied trat an Stelle zweier vom Gouverneur ernannter Sekretäre. Der Gouverneur entscheidet in dieser Behörde, der die Aufsicht über die Gesetzmäßigkeit der Beschlüsse und der Anordnungen der Semstvos obliegt, bei Stimmengleichheit und gibt, falls er etwas beanstandet, die Sache zur Entscheidung an den Minister des Innern weiter, der beim regierenden Senat Aufhebung des Beschlusses beantragen darf.

Besonders stark ist die Reaktion gegen 1864 bei der Einteilung zur Wahl. Jetzt sind die Wahlversammlungen für Adel und Stadt wieder streng getrennt und die Bauern haben gar nur noch abgesondert indirektes Wahlrecht. Wenn wir nun lesen, daß der Adel 2 bis 24 (früher 2 bis 40), die Stadt 2 bis 8 (2 bis 24), die Bauern 4 bis 15 (4 bis 37), die ganze Versammlung aber 4 bis 15 (10 bis 96) Abgeordnete wählen sollte, so erkennen wir, daß zwar einesteils überhaupt die Vertretung schwächer ist, daß aber andererseits bei dieser neuen Vertretung dem Adel von vornherein das Übergewicht gesichert war. Waren früher die Stimmberechtigten in sieben Klassen zwischen 200—800 Desjatinen eingeteilt, so sind es jetzt 16 Klassen zwischen 125—800, wobei außerdem der indirekte Wähler mindestens $\frac{1}{10}$ (früher $\frac{1}{20}$) des geforderten Zensus aufweisen mußte. Waren in der Stadt früher auch die zur Wahl berechtigt gewesen, die einen Umsatz von 6000 Rubel aufwiesen, so sind jetzt nur noch Besitzer von mindestens 15 000 Rubel immobilien Besitz wahlberechtigt. Die Landgemeinden wählen nach der neuen Ordnung nicht mehr selbst die Abgeordneten, sondern stellen nur noch zwei Kandidaten durch ihre Wahl auf, unter denen der Gouverneur wählt. Die Wählerlisten sind vier Monate vor der Wahl in den amtlichen Blättern zu veröffentlichen und bedenken dagegen bis einen Monat vor der Wahl zu erledigen. Zur Wahl ist bei Anwesenheit von $\frac{2}{3}$ der Wähler absolute Mehrheit nötig. Aber selbst dann steht es dem Gouverneur noch zu, die Wahl für ungültig zu erklären.

Die Zuständigkeit der Kreislandschaftsversammlungen erstreckt sich auf die Angelegenheiten des Kreises, die nicht zum Gebiet der Gouvernementslandschaftsversammlung gehören. Das Kreisamt besteht wieder aus einem Vorsitzenden und 2 bis 4 Mitgliedern, von denen der Erstere nach dem Gesetze Befähigung zum Staatsdienste haben muß, d. h. dem erblichen Adel angehören, Sohn eines persönlich Geadelten sein muß oder sonst einer der Klassen entstammen muß, die das Anrecht dazu besitzen, oder auch, und das war ein Fortschritt, sich durch höhere Bildung ausweisen mußte. Alle mußten aber durch den Gouverneur bestätigt werden. Die Wahl gilt für drei Jahre. Mitglieder der Kreislandschaftsämter, die noch nicht Mitglied der Kreislandschaftsversammlungen sind, treten durch das erstere Amt von selbst in die letztere ein. Dem Kreislandschaftsamt steht in dringenden Fällen, wenn Eile eine Einberufung der Landschaftsversammlung nicht zuläßt, selbst mit Genehmigung des Gouverneurs das Recht der Beschlußfassung zu.

Die Gouvernementslandschaftsinstitutionen zerfallen auch in Versammlungen und Ämter. Zur ersteren wählt jede Kreislandschaftsversammlung 2 bis 12 Abgeordnete, deren Gesamtzahl 15 bis 63 beträgt. Sie steht unter dem Vorsitz des Gouvernementsadelsmarschalls, wird einmal im Jahre, spätestens am 1. Dezember, für 20 Tage einberufen und behandelt die gleichen Gebiete wie die Kreisversammlung, soweit sie nun für das Gouvernement in Frage kommen, wozu noch eine Reihe besonderer Punkte treten, wie Verteilung der Staatssteuern, Anleihen für die Bedürfnisse des Semstvos, auf alle Gebiete mit polizeilichem Charakter und außerdem ein Verordnungsrecht, soweit es nicht im Widerspruch steht mit den bestehenden Gesetzen, Beschlüsse, über deren Ausführung aber doch die Entscheidung wieder beim Gouverneur ruht. Die Ausführung geschieht durch das Gouvernementsamt, das aus der Gouvernementsversammlung durch Wahl einen Vorsitzenden und zwei Mitglieder erhält, die mit Genehmigung des Ministers des Innern bis auf sechs erhöht werden können.

Aber über das alles hat sich doch die Regierung die oberste Aufsicht vorbehalten und die folgenden Instanzen als Beschwerdeweg eingeführt: die Gouvernementsbehörden für Landschaftssachen, Gouverneur, Minister des Innern, Senat, von denen die erste Instanz dem Gouverneur nur beratend zur Seite steht, der überhaupt den mächtigsten Einfluß ausübt wie Bestätigungen, Bestimmen der Wahltermine und Wahlbezirke, ja sogar Ernennungsrecht für einzelne Abgeordnete steht ihm zu. Die schriftlich eingereichten Beschlüsse müssen alle von ihm erst bestätigt werden, andernfalls er die Angelegenheit der Gouvernementsbehörde zur Abstimmung übergibt. Ist hier die Mehrheit für Ablehnung des Beschlusses, so ist dieser endgültig abgelehnt, sonst geht die Sache an den Minister des Innern. Falls sich Beschwerden gegen gesetzwidriges Ausführen von Beschlüssen erheben, so geht die Sache an den Senat. Außerdem steht dem Gouverneur eine direkte Aufsicht über die Tätigkeit der Landschaftsämter und ihrer Beamten zu. Der Minister des Innern muß die Vorsitzenden bestätigen und ebenso Beschlüsse in einer Reihe festgelegter Punkte wie Erhebung von Wegzöllen, Umwandlung von Natural- in Geldleistungen, Marktangelegenheiten, Anleihen u. a. An den Senat hat sich die Landschaftsversammlung bei Streit mit dem Gouverneur zu richten. Findet die Landschaftsversammlung auch dann noch nicht Recht, so darf sie sich an das Ministerratkomitee berufen, und handelt es sich um Erhöhung der Semstwowbesteuerung, so richtet zuletzt der Staatsrat, so daß im ganzen sechs Behörden zur Kontrolle vorhanden waren. Aber die Hauptänderung gegenüber 1860 bestand doch darin, daß gerade der Adel wieder die vollkommene Überlegenheit bekam über die wieder rechtloseren Bauern. Aber auch diese neue Zusammensetzung, durch die die Regierung glaubte, ein einmütiges Zusammenarbeiten zu erzielen und die vielen Reibungen zu beseitigen, erfüllte diese Hoffnungen nicht.

Gerade um diese Zeit, 1891, brach infolge einer allgemeinen Mißernte in Rußland eine Hungersnot aus, wie sie nur bei völligem Fehlen von Wohlfahrts-

einrichtungen möglich ist. Und dieses Elend vermehrte noch eine 1892 ausbrechende Cholera. Bei Bekämpfung dieser beiden Übel traten zum ersten Male die Semstwoinstitutionen in größerem Maße segensreich auf und sie meinten, am besten einer Wiederholung solcher Zustände entgegenzuwirken, wenn sie das Volk aufklärten, und deshalb nahmen sie sich nun besonders der Pflege des Schulwesens an. Waren nun schon die bei Niederkämpfung des Elends vom Semstwo errungenen Verdienste der Regierung ein Dorn im Auge, so begann nun der offene Kampf. Außer durch die Einsetzung besonderer Schulinspektoren, die natürlich nie mit der Semstwoschule zufrieden waren, kämpfte die Regierung noch durch die Begünstigung der geistlichen Schulen. Andererseits hatte das Vertrauen zu den Semstwoinstitutionen zur Folge, daß man allerlei Petitionen an die Regierung richtete, um die Selbstverwaltung noch kräftiger zu machen. Hatte man nun bis 1891 immerhin 24 Proz. derselben bewilligt, so waren es in den Jahren 1892—98 nur 14 Proz. Nach verschiedenen Beschränkungsversuchen erlebten diese besonders seit dem 29. Mai 1900 eine Auffrischung, da sich die Regierung mit diesem Tage eine neue Aufsicht durch Zuweisung eines „ständigen Mitglieds“ bei den Semstwoinstitutionen sicherte. Am 12. Juni des gleichen Jahres wurde die Selbstbesteuerung eingeschränkt. Als nun nach Übernahme des Verpflegungswesens durch die Regierung diese 1901 bei einer neuen Hungersnot doch ohne den Rat der Semstwos nicht auskommen konnte, schien man den Semstwos geneigter zu werden. Inzwischen hatte aber die überhandnehmende Entrechtung die Abgeordneten und besonders die Wähler so gleichgültig gemacht, daß es schwer war, noch eine Versammlung zusammen zu bekommen. Dafür veranstaltete man Geheimkonferenzen, besonders auf Antreiben des Moskauer Semstwos und seines Vorsitzenden, des Slavophilen D. N. Schipow. Da lenkte die Regierung endlich ein und ließ die „besondere Konferenz zur Beratung der landwirtschaftlichen Bedürfnisse“ unter Vorsitz S. J. Wittes unterstützen durch lokale Komitees, an denen auch die Lokalbevölkerung, leider aber nur durch Beamte, vertreten war, während man den Rat der Semstwos ganz überging. Die als Protest dagegen von Schipow nach Moskau berufene Konferenz von Semstwovertretern, 1902, erreichte wenigstens indirekt, daß die Regierung nun doch auch Semstwomitglieder zur Beratung heranzog. Diese dazu Ernannten fühlten sich aber nicht als Vertreter der Semstwos, da sie sonst durch Wahl aus der Versammlung, nicht aber durch Ernennung berufen werden durften, und nahmen nur als Privatpersonen teil an den Sitzungen.

Da trat nach dem Zusammenbruch Rußlands im japanischen Kriege eine neue Stärkung der Semstwointeressen ein. Gerade um diese Zeit hatte die Regierung nach einigen Revisionen mit gänzlicher Übergehung der Semstwoordnung den Minister des Innern ermächtigt, die Landschaftsbehörden von Twer und Nowotorschok zu entsetzen und selbst Mitglieder zu ernennen, und als nun in dem Elende des Krieges die Semstwos, sehr gegen den Willen vieler Vertreter, die das für eine Sache der Regierung ansahen, Geldunterstützungen bewilligten, sah die

Regierung darin nur einen Versuch zum Umsturz. Da sie aber das Geld brauchte, sollten alle Pläne erst dem Ministerium des Innern vorgelegt werden und der Verwendung durch die Semstvos selbst wurden Schwierigkeiten aller Art in den Weg gelegt, bis der Oberkommandierende Kuropatkin sich selbst über die unbedingte Notwendigkeit der Mitarbeit der Semstvos aussprach. Dennoch blieb die Regierung bei ihrem Mißtrauen und versagte oft die Bestätigung der Abgeordneten, bis endlich unter dem Minister des Innern Fürst Swiatopolk-Mirski ein größeres Wohlwollen gegenüber den Semstvos begann. Als nun vom 6. bis 9. November eine große Konferenz stattfinden sollte von Vertretern aller Semstvos, ließ die Regierung doch nur die Abhaltung in Privatwohnungen zu und verbot Veröffentlichungen der geplanten Zusammenkunft. Es wurden hier nun eine ganze Reihe wichtiger Entschlüsse gefaßt, wie Hinarbeiten auf Vertrauen zwischen Regierung und Selbstverwaltung zu fruchtbringender Wechselwirkung, Garantien für Konfessions-, Rede-, Preß- und Versammlungsfreiheit, Gleichstellung aller in politischen, persönlichen und bürgerlichen Rechten, Gleichstellung der Bauern, Lösung der Semstwoinstitution von ständischer Grundlage, ihre Zuständigkeit auf alle lokalen Bedürfnisse, Annäherung an die Bevölkerung durch kleinere Semstwoeinheit, Verbreitung über ganz Rußland, Teilnahme an der Gesetzgebung. Zunächst verhielt sich die Regierung gänzlich ablehnend, als aber nach der Arbeiterdemonstration vor dem Winterpalais am 9. Januar ein kaiserlicher Ukas die Einberufung einer Kommission zur Beratung der Frage der Volksvertretung bekanntgab unter dem Minister des Innern Bulygin, begann noch stärkeres Leben in den Semstvos und die ersten Parteigruppierungen finden statt, zunächst in den größeren Verbänden der Konstitutionellen und der Slawophilen. Die erstere weist wieder zwei Hauptströmungen auf: die konstitutionell-demokratische, die für sofortiges allgemeines gleiches Wahlrecht ist, während die konstitutionell-liberale sich vorerst mit dem indirekten zweiteiligen Wahlsystem zufrieden gibt und das Volk erst reif machen will zum allgemeinen gleichen Wahlrecht. Der zweiten Meinung folgen besonders die Semstwoabgeordneten, während der ersten die Intelligenz und die Arbeiter angehören. Die Slawophilen wollen bei einem Mitberatungsrecht die letzte Entscheidung doch dem Monarchen vorbehalten.

So weit bis zur Bildung von Parteienansätzen und bis zum Beginn der ersten allgemeinrussischen Vertretung, der ersten Duma, möchte ich meine Ausführungen bringen. Denn von nun an ist das Werk des Semstvos ganz auf die lokalen Interessen gerichtet. Es verliert seine Bedeutung im großen allgemein-russischen Kampfe gegen den Absolutismus. Der Kampfplatz wird nun die Duma, und wollen wir den weiteren Siegeszug der Teilnahme des Volkes an der Regierung erkennen, so müssen wir uns an das Schicksal der Duma wenden.

Dr. jur. Kurt Ed. Imberg:

Persien.

„Schutz den kleinen Nationen!“ so lautete der Vorwand, der Großbritannien angeblich veranlaßt hat, Deutschland den Krieg zu erklären. Daß dieses Schlagwort nichts als eine leere Phrase ist, und daß wohl kein Volk der Erde jemals diesen ideal klingenden Grundsatz mehr mißachtet und mit Füßen getreten hat als gerade das englische, ist oft genug in den letzten Jahren in zahlreichen Artikeln und Büchern dargelegt und nachgewiesen worden. Mit vollem Recht hat man auf die Vergewaltigung Irlands, auf die Unterdrückung der Burenrepubliken in Südafrika und auf die gewaltsame Okkupation und schließlich Annektierung des zum osmanischen Reiche gehörigen Ägyptens hingewiesen; ein weiteres Beispiel über sah man in der Regel gänzlich oder glaubte wenigstens, nicht näher darauf eingehen zu müssen —, obwohl dieser Fall noch krasser und deutlicher zeigte, wie England die kleinen Nationen „schützte“: Persien. Gewiß war Persien für viele Deutsche bisher — leider, möchte ich sagen — eine terra incognita, wenige wußten mehr von diesem Lande, als daß dorthier die persischen Teppiche kämen, daß es einen „Schah von Persien“ gäbe, und daß — wie die Zeitungen berichteten — ständige Unruhen bald im Norden bald im Süden des Landes einen Wechsel des Ministeriums notwendig machten und Protestnoten Englands und Rußlands hervorriefen. Und damit begnügte man sich. Wer den Anlaß zu diesen Unruhen gab, das war ja schließlich gleichgültig und ging einen nichts an. Daß die Urheber dieser ständigen Umwälzungen England und Rußland waren und daß diese beiden Reiche in konsequenter Weise immer wieder neue Unruhen stifteten, um ihre eigennützige Politik in Persien durchführen zu können, das war den meisten Leuten in Deutschland unbekannt.*) —

Der Hauptgrund, warum Persien immer tiefer in die Abhängigkeit seiner nördlichen und östlichen Nachbarn kam und immer mehr ein willenloses Spielzeug in den Händen Englands und Rußlands wurde, ist zweifellos in der wirtschaftlichen, insbesondere in der finanziellen Abhängigkeit zu suchen. Die unter Nasir-eddin Schah einsetzende unaufhörliche Geldbedürftigkeit, die ihn 1891 zur Aufnahme einer inneren Anleihe in Höhe von 10 Millionen Mark zwang, bildet den Anfang für den Niedergang der persischen Macht. Muzaffer-eddin Schah vergrößerte diese Staatsschuld um mehr als 71 Millionen Mark, indem er 1900 und 1902 zwei russische und 1904 und 1905 zwei englische Anleihen aufnahm, deren harte Bedingungen den finanziellen Zusammenbruch Persiens zur Folge haben mußten. An die Anleihe von 1900 knüpfte Rußland die Bedingung, daß Persien

*) Vorzüglichen Aufschluß über das Treiben Rußlands und Englands in Persien gibt das im Verlage „Der neue Orient“ 1915 erschienene Buch „Englische Dokumente zur Eroberung Persiens“.

nur bei Rußland oder mit dessen Einverständnis weitere Anleihen aufnehmen dürfe, und daß alle Zolleinnahmen, außer denen am Persischen Golf, als Deckung der Zinszahlungen dienen sollten. Die englische Anleihe von 1905 verpfändete die Fischereieinnahmen sowie die Einnahmen von allen persischen Telegraphen und aus den Zöllen am Persischen Golf. Das recht zweifelhafte Verdienst, den Abschluß dieser die Selbständigkeit Persiens schwer erschütternden Anleihen zustande gebracht zu haben, gebührt dem Belgier Naus, der auch der Vater des lediglich russischen Interessen dienenden Zolltarifs ist, den der spätere persische Generalschatzmeister, der Amerikaner Morgan Shuster, den „most conspicuously unsuccessful tariff of the world“ nennt, und „dessen absurd niedrig abgefaßte Sätze Persien um eine der wichtigsten Einnahmequellen brachten“. Die Mißwirtschaft des Sohnes Muzaffer-eddins, der 1906 den Thron Persiens bestieg, vergrößerte die Abhängigkeit des persischen Staates noch mehr. Die ständigen Kämpfe Mohamed Schahs gegen das Parlament und die Konstitution, die Muzaffer-eddin noch kurz vor seinem Tode dem Volke geschenkt hatte, und seine Russenfreundlichkeit trieben Persien immer mehr dem Abgrunde zu. Kein Wunder, daß sich schließlich England und Rußland dahin einigten, durch den bekannten Vertrag von 1907 Persien in zwei Interessenssphären und eine neutrale Zone einzuteilen, um — wie es so schön in einer Note des englischen Gesandten an den persischen Minister des Auswärtigen heißt — „die persische Unabhängigkeit für immer zu sichern“ und zu verhindern, daß der eine oder der andere der beiden Kontrahenten „unter dem Vorwande des Schutzes seiner Interessen“ interveniere. Mit diesem Vertrage schien das Schicksal des persischen Reiches besiegelt; er war der erste Schritt zur faktischen Teilung Persiens zwischen den beiden Rivalen, die, wie sich aus den weiteren Schritten ergibt, zweifellos beabsichtigt war, über die man sich jedoch nicht so recht schlüssig werden konnte, da Rußland unbedingt zum Persischen Golf gelangen wollte, während England, das einen Verbündungsweg zu Lande zwischen Ägypten und Indien erstrebte, auf jede Weise zu verhindern suchen mußte, daß sich Rußland am Indischen Ozean festsetze.

Noch einmal scheint es, als sollte es Persien gelingen, seine Verwaltung und besonders seine Finanzen zu regeln, um sich aus den Klauen seiner beiden „Beschützer“ zu befreien. Der Amerikaner Morgan Shuster wird 1911 zum Generalschatzmeister ernannt, und seine glänzende organisatorische Befähigung, seine Energie und sein Scharfblick gab Anlaß zu guter Hoffnung — d. h. für Persien. Das erkannten auch bald die russische und englische Regierung, denen nichts weniger am Herzen lag, als eine finanzielle Gesundung und ordentliche Verwaltung in Persien. Die Herrlichkeit der Shuster'schen Wirksamkeit dauerte daher auch nur acht Monate. Von Rußland auf Englands Geheiß*) angezettelte und genährte Unruhen geben Rußland Gelegenheit, immer neue Truppen in die nord-

*) Vgl. das englische Blaubuch über Persien Nr. 4 (1912).

lichen Provinzen zu senden, die Unruhe im Lande wächst, neue Gegenmaßnahmen Englands und Rußlands folgen, welch letzteres schließlich die diplomatischen Beziehungen abbricht und diese erst nach Anerkennung neuer harter Bedingungen durch Persien wieder aufnimmt. Unter diesen befindet sich mit an erster Stelle die Entlassung Shusters, eine Forderung, die klar und deutlich die Absichten Rußlands und Englands erkennen läßt. Shuster wird entlassen; an seine Stelle tritt der Belgier Mornard, dessen Staatsangehörigkeit schon für Persien ein schlechtes Omen war, und man geht nicht fehl, wenn man sagt, daß er dieser Bestimmung vollauf gerecht geworden ist. Als willenloses Spielzeug in den Händen der englischen und russischen Drahtzieher hat er die persische Verwaltung rein im Interesse dieser Mächte geleitet. Von Wichtigkeit ist die Verteilung der Konzessionen, insbesondere denen zum Eisenbahnbau, die ausschließlich England und Rußland zufielen; bedeutendere Strecken sind jedoch nicht zustande gekommen, zumal die beiden Mächte sich über die Trace der geplanten großen Eisenbahn quer durch Persien nicht einig werden konnten. Beide verfolgten hierbei nur ihre eigenen Interessen, ohne nach denen Persiens überhaupt zu fragen. —

„Eifersucht“, so heißt das Stichwort, das Englands Politik in Persien im wesentlichen bestimmt hat, die Angst, daß eine andere Macht den englischen Einfluß in Persien gefährden und damit die weitausschauenden Pläne einer Landverbindung zwischen Ägypten und Indien vereiteln könnte. Man geht jedoch fehl, wenn man, wie kürzlich geschehen ist, annimmt, daß den russisch-englischen Vertrag von 1907 „nur Furcht vor Deutschland eingegeben haben kann“.*) Gewiß war auch bei diesem Vertrage die Eifersucht Englands der treibende Faktor, aber nicht die Eifersucht gegenüber Deutschland, sondern Rußland gegenüber. Denn nach Vereitelung der russischen Expansionsbestrebungen im Fernen Osten durch die Japaner in den Jahren 1904/5 lag die Gefahr nahe, daß sich der russische Imperialismus im Süden ein neues Tätigkeitsfeld suchen werde, wofür das schwache Persien am geeignetsten gewesen wäre. Deshalb hielt England eine friedliche Einigung mit Rußland, das es für seine europäischen Ziele — die Einkreisung Deutschlands — brauchte, in Persien für vorteilhafter und sicherer. Es soll nicht geleugnet werden, daß England jedem Versuch auch deutscher Privatunternehmungen in Persien skeptisch gegenüberstand und diese nach Möglichkeit zu vereiteln suchte, aber die deutschen Interessen waren 1907 in Persien noch zu gering, als daß die Furcht vor Deutschland England zu einem Vertrage mit seinem Rivalen in Persien hätte veranlassen können.

Wie in den Finanzfragen so findet man auch auf allen anderen Gebieten der persischen Politik die unselige Tätigkeit Englands und Rußlands. Erinnerung sei nur daran, welche Rolle diese beiden Staaten auf dem Gebiete des Militärwesens gespielt haben, besonders bei der Errichtung einer persischen Gendarmerie

*) Vgl. „Englische Dokumente zur Erdrösselung Persiens“ S. 96.

durch schwedische Offiziere. Um der immer mehr zunehmenden Unsicherheit auf den persischen Landstraßen, die den Handel besonders im Süden des Landes — also dem englischen Interessengebiet — erschwerte und oft gänzlich unmöglich machte, zu steuern, drang England auf die Errichtung einer Gendarmerie. Auch hier spielte die Eifersucht mit; denn die Sicherung der Handelswege war nicht der Hauptgrund zu dieser Maßnahme, sondern die Eifersucht gegenüber Rußland, das die sog. persische Kosakenbrigade in seiner Hand hatte, die einzigen wirklich einigermaßen brauchbaren Truppen, über die Persien verfügte. Zu Instruktoren dieser neu zu errichtenden Gendarmerie hatte man schwedische Offiziere erwählt, die auch zunächst von England in jeder Beziehung bei ihrer Tätigkeit unterstützt wurden. Erst als man in London gewahr wurde, daß die Schweden gar nicht daran dachten, den Engländern in die Hände zu arbeiten, sondern einzig und allein das persische Interesse verfolgten, wandte sich das Blatt, und die Geschichte von der Entlassung Shusters und seiner Mitarbeiter wiederholte sich auch den schwedischen Offizieren gegenüber. Man verdächtigte die gewissenhaften schwedischen Offiziere, hemmte ihre Tätigkeit, wo man konnte, erschwerte ihnen die Auszahlung des Soldes an die Truppe und deren Bewaffnung und Verpflegung, kurz man arbeitete englischerseits mit allen Mitteln gegen die, die man selbst ins Land gerufen, und alles dies nur deshalb, weil sie es nicht mit ihrem Gewissen und ihrer Ehre in Einklang bringen konnten, für England Handlangerdienste zu leisten. Oder glaubte man in England fürchten zu müssen, eine persischen Interessen dienende Gendarmerie könnte eines Tages England gefährlich werden? Die schwedischen Offiziere mußten von der persischen Regierung infolge des Drängens Englands und Rußlands entlassen werden und ein gefügiges Werkzeug dieser beiden Erpresser übernahm die Leitung der Gendarmerie: der Amerikaner Merrill, der einzige von den Gehilfen Shusters, der bei dessen Abreise in Persien geblieben war und dessen „Verdienste“ nun von England und Rußland mit dieser Stelle bezahlt wurden. Übrigens auch wir schulden diesem „Gentleman“ in gewisser Weise Dank. Ist er doch der Verfasser einer ganzen Anzahl von interessanten, nicht für deutsche Leser bestimmt gewesenen Briefen an den britischen Konsul in Schiras, Major D’Connor*), die uns in Schiras in die Hände gefallen sind, und die in anschaulichster Weise die Vorgänge in Persien während des Weltkrieges darlegen und ein deutlicher Beweis sind für das alte Intrigenspiel Englands und Rußlands in Persien.

Das sind nur einige wenige Punkte aus dem grausamen Spiele, das England und Rußland mit dem souveränen, unabhängigen Persien getrieben haben, dessen Integrität aufrecht zu erhalten und zu schützen beide Staaten im Vertrage von 1907 feierlich versprochen hatten. Finanzen und Heer, das sind die beiden Angelpunkte: Ohne Finanzen kein Heer, ohne Heer keine geordnete Verwaltung, und ohne diese

*) Vgl. „Englische Dokumente zur Eroberung Persiens“ S. 77 ff.

keine Finanzen, ein *circulus vitiosus*, in dem sich die wichtigsten Erfordernisse für ein gesundes Staatsleben bewegen. Und diese Angelpunkte, Geld und militärische Macht, haben die beiden Nachbarn Persiens an sich zu reißen vermocht, und durch diese Kontrolle können sie den persischen Löwen tanzen lassen, wie es ihnen beliebt, bis er einst erschöpft zu Boden fällt, so daß sie sich mit Leichtigkeit das kostbare Fell des zu Tode gehehten Tieres teilen können.

Aber noch lebt der persische Löwe, noch ist es möglich, den persischen Staat aus den Klauen des britischen Löwen und des russischen Bären zu befreien. Der letztere liegt infolge der deutschen Siege mit gebrochenen Gliedern am Boden und dürfte — in den nächsten Jahrzehnten wenigstens — kaum Luft verspüren, noch einmal seine Haut für den englischen Freund zu Markte zu tragen. Es bleibt noch England. Nach den neuesten Zeitungsmeldungen*), die jedoch keineswegs verbürgt und vielleicht nur ein Versuchsballon der englischen Regierung sind, um das Echo in der Welt zu hören, sollen in letzter Zeit erhebliche englisch-indische Truppen in Südpersien und an der afghanischen Grenze konzentriert sein, um Persien oder doch wenigstens einen größeren Teil desselben dem asiatischen Reiche Englands einzuverleiben. Wenn diese Nachricht auch — wie gesagt — nicht mehr als ein Versuchsballon sein dürfte, so zeigt sie doch den Weg, den England in der persischen Frage zu gehen gedenkt und zweifellos auch gehen wird, wenn sich ihm von außen kein Widerstand entgegenstellt. Haben doch bereits vor dem Kriege Verhandlungen zwischen England und Rußland geschwebt über die Aufhebung der neutralen Zone und über eine endgültige Aufteilung Persiens, Pläne, die nur der Weltkrieg in die Tat umzusetzen verhindert hat.*)

Hat nun Deutschland irgend ein Interesse an dem Bestehenbleiben des persischen Staates, oder darf es ruhig mitansehen, wie dieses Land langsam aber sicher dem Untergange entgegengetrieben wird? Die erste dieser Fragen ist ebenso bestimmt zu bejahen, wie die letztere zu verneinen ist. Gewiß war vor dem Weltkrieg das wirtschaftliche Interesse Deutschlands in Persien nur gering im Vergleich zu dem Rußlands und Englands. Die deutsche Einfuhr nach Persien und die Ausfuhr dorthin wiesen Zahlen auf, die hinter den gewaltigen russischen und englischen Aus- und Einfuhrziffern fast ganz verschwanden. Aber dies lag zum großen Teil an den außerordentlich hohen russischen Transitzöllen, die die Durchfuhr deutscher Waren nach Persien und umgekehrt persischer Waren nach Deutschland so verteuerten, daß jeglicher Handelsverkehr auf dem Landwege unrentabel werden mußte. Die Ein- und Ausfuhr zwischen den beiden Ländern auf dem Seewege ging fast ausschließlich durch englische Hände auf dem Umwege über London — Indien, was auch nicht zur Verbilligung des Transportes beitrug.

*) Bgl. z. B. „Vossische Zeitung“ Nr. 256 v. 23. 5. 18.

**) Bgl. das Buch „Persien und der europäische Krieg“ von einem persischen Patrioten (1915) S. 16.

Erst in den letzten Jahren hatte die Hamburg-Amerika-Linie eine direkte Dampferlinie nach Persien eingerichtet, die allerdings noch zu selten fuhr, als daß sie zu einer wesentlichen Hebung des Verkehrs hätte beitragen können. Nichtsdestoweniger bietet Persien wirtschaftlich manches, was für den Export nach Deutschland geeignet und wertvoll wäre, und Deutschland verfügt über zahlreiche Waren, die Absatz in Persien finden würden, oder deren bisherige Einfuhr wesentlich gesteigert werden könnte. Auch politisch sind wir an Persien interessiert; wir müssen mit allen Kräften zu verhindern suchen, daß Persien aufhört, ein selbständiger Staat zu sein, und eine Beute seiner beiden Nachbarn Rußland und England wird. Mit Recht hat Rohrbach*) bereits vor 17 Jahren es als einen großen Fehler bezeichnet, „in Persien nichts weiter zu sehen als einen Tummelplatz ausschließlich russischer und englischer Interessen“. Dies hat auch die deutsche Regierung vollauf erkannt, und ein deutlicher Beweis hierfür ist, daß die Zentralmächte im Frieden von Breslau-Litowsk die Aufhebung des Transitzolles für nach Persien bestimmte Waren forderten und den Russen die Verpflichtung auferlegten, Persien zu räumen. Wenn kürzlich eine Zeitung diese den Russen auferlegte Pflicht „einen recht zweifelhaften Erfolg der russischen Politik der deutschen Regierung“ genannt hat, weil sie einer „Preisgabe Persiens an England gleichkommen würde“, so können wir dieser Ansicht nicht zustimmen. Möglicherweise wird England — vorausgesetzt, daß es im Augenblick dazu über die nötigen Mittel verfügt — zunächst versuchen, sich im Süden Persiens festzusetzen, genau so, wie es dies getan hätte, auch wenn den Russen nicht in Breslau-Litowsk die Räumung Persiens zur Pflicht gemacht worden wäre. Aber wie in Breslau-Litowsk den Russen gegenüber werden die Zentralmächte bei dem kommenden Frieden auch England gegenüber die Räumung Persiens zur Bedingung machen, um die Vernichtung des persischen Staates und seine Aufsaugung durch England zu verhindern. Voraussetzung der Erhaltung Persiens auf die Dauer ist natürlich eine vollkommene Reorganisation im Innern, Neuordnung der gesamten Verwaltung, insonderheit der Finanzen, Errichtung eines persischen, von russischen und englischen Einflüssen freien Heeres, Aufrechterhaltung der wirtschaftlichen „Offenen Tür“, Bau von Eisenbahnen usw. Daß Persien alles dies nicht ohne fremde Hilfe wird erreichen können, ist klar und, man möchte sagen, selbstverständlich. Aber die Zentralmächte und vor allem die Neutralen, wie die Schweiz und Schweden, werden sicherlich gern der persischen Regierung geeignete Persönlichkeiten zur Verfügung stellen, die dem persischen Staatswesen das für einen Staat notwendige Lebensmark wiedergeben werden, das England und Rußland ihm bisher ausgangten: eine geordnete Verwaltung, geordnete Finanzen und ein Heer, auf das sich die Regierung verlassen kann.

*) „Persien und die deutschen Interessen“ (1901) S. 19.

Dr. Eugen Meller:

Unser russisches Auslandsdeutschtum am Wanderstabe.

Gesammelte Mitteilungen und Rückblicke.

Die gründliche Erkenntnis vom eigentlichen Werte unseres Auslandsdeutschtums, das in seinen mannigfachen Schicksalen uns bei weitem noch nicht innerlich so nahe steht, wie es dasselbe verdient, gehört zu den bitteren Lehren, die uns dieser gewaltige Krieg bescherte. Es ist daher gegenwärtig der richtigste Augenblick, solche versäumte Pflichterfüllung gegen die bedrückten Brüder im feindlichen Ausland betreffs Studiums und Kenntnis nachzuholen und die geeigneten Machtfaktoren im Mutterlande auf die große Kulturarbeit des halbvergessenen und bisher stiefmütterlich behandelten Auslandsdeutschtums zu weisen. Wie wenig ist z. B. bis heute über das deutsche Bauerntum in Südamerika, im Banat, in Bulgarien und Rumänien, über schwäbische Dörfer in Transkaukasien und heftische Ansiedelungen an den Wolgaufern in Schriften niedergelegt, und seltsam genug bleiben auch diese weiteren Kreise meist unbekannt. Die Gleichgültigkeit unsrerseits gegenüber dem Bauerntum außerhalb der Grenzpfähle des Deutschen Reiches basiert sich wahrscheinlich darauf, daß die Emigranten auf fremdem Boden keine politischen Ziele verfolgten und daher auch keine sichtbaren politischen Erfolge zeitigten, daß ferner ihre Ausbreitung in neuen Ansiedelungsorten sich einigermaßen in aller Stille vollzog und dem Nationalökonom oder Historiker kein zusammenfassendes Material lieferte, um eine eingehende Untersuchung zu ermöglichen oder zu beeinflussen.

Ein besonders prächtiges Bauerntum deutschen Stammes findet man in zahlreichen Teilen des unermesslichen Zarenreiches. Besonders die ganze Ost- und Südgrenze Rußlands ist mit deutschen Immigranten gesprengelt. Vor etwa 150 Jahren — also zur Zeit Lessings und Herders — wurden von der Zarin Katharina II., einer deutschen Prinzessin von Anhalt-Zerbst, deutsches Bauerntum ins kulturarme Land gerufen, ihnen weitgehende Privilegien gewährt und so entstanden deutsche Ansiedelungsgebiete in der Art von Selbstverwaltungskörpern. Nach dem Muster der altdeutschen Dorfgenossenschaft war das neu-besiedelte Land ungeteilt und jedes Jahr brachte neuen Zuwachs, wodurch die Anteile kleiner wurden und mit der Zeit in Miniaturwirtschaften ausarteten. Vor dem Kriege gab es in Rußland ungefähr $1\frac{1}{2}$ bis zwei Millionen deutsche Bauern mit schwäbischer oder platter Mundart, die sog. Deutschrussen, die als treue germanische Wacht nicht nur in baltischen, lettischen und livländischen Ostsee-

provinzen, sondern auch in anderen meist halbwilden Ortschaften des unermesslichen Moskowitereiches, wie z. B. in den Gouvernements: Cherson, Bessarabien, Jekaterinoslaw, Kasan, Taurien, Transkaukasien und Wolhynien, die teutonische Kultur gefördert haben. Die dort ansässigen Deutschrussen sind Hüter uralter westdeutscher Wesenszüge, stämmiger Kernhaftigkeit und echt germanischer Ehrlichkeit geblieben, trotz mannigfacher wechselnder Schicksale, die ihnen russischerseits beschieden waren. In den halbwilden, sumpfreichen Pripec-Gebieten saßen vor dem Kriege etwa 200 000 Deutsche aus allen Gauen des Mutterlandes, die aber teilweise dem verderbenden, giftigen Russentum verfallen waren, oder teils noch stets unter der Kosakenknote schmachten mußten, da die moskowitische Regierung die Vernichtung des gesamten dortselbst angesiedelten Deutschtums seit Jahren planmäßig in die Wege leitete. Diese Schwaben aus Württemberg, Galizien und Bukowina sind größtenteils von Polen dorthin, nach Wolhynien, ausgewandert, weil sie durch Ablehnung des Aufstandes von 1862—1864 dem Pjastenvolke verhaßt geworden sind. In Russisch-Polen geboren, waren sie russische Untertanen, wurden jedoch als „ausländische, lästige Ansiedler“ behandelt und in ihren erworbenen, gerechten Bürgerrechten meistens beschränkt. Seit 1882 setzte die allgemeine, rücksichtsloseste Verrussung ein: Bedrängung von deutscher Schule, Kirche, Sprache; keine Kronländereien mehr verliehen, keine ins Grundbuch eingetragenen Pachtverträge, kein Kredit bei den Landbanken. Zuletzt die unwiderrufliche Verbannung von Haus und Herd: den urbar gemachten Boden, Vieh, Gebäude, Werkzeuge mußten sie ohne geringste Entschädigung verlassen, oder im besten Falle gar für einige Kopeken verschleudern. Als verarmte Auswanderer zogen sie wiederum, wie einstmal, nach Nordamerika, Brasilien und Argentinien. Unternehmende gingen nach Sibirien oder gar nach Persien. Doch die neuen Einwanderungsländer befriedigten nicht die bedauernswerten Deutsch-Russen, es entstand eine heimatlose Rückwanderungsbewegung, deren einige Wellen die sog. „Ansiedelungskommission“ in hochherziger Weise noch im Jahre 1906 auffing.

Die deutschen Bauern hatten ihr Mutterland während des politischen und wirtschaftlichen Druckes des Siebenjährigen Krieges und der Napoleonfeldzüge verlassen und fanden allmählich in Bessarabien, Wolhynien und Masuren, an den Ufern der Wolga und des Dnjepr, in der Krim und im Kaukasus Boden und friedliche Tätigkeit. Die deutsch-russischen Bauern fühlen sich in völkischer Hinsicht ganz als West- und Süddeutsche. Nur in Polen und Wolhynien, wo die Blutmischung mit der umgebenden Bevölkerung stattfand, äußert sich der Renegatismus und Proletarisierung des deutschen Bauernstandes. Es sei noch erwähnt, daß besonders in katholischen Distrikten Mischehen zu finden sind, während dagegen das protestantische Glaubensbekenntnis der Russifizierung oder Polonisierung dieser Massen vorwiegend einen Damm bildete. Das assimilierte deutsche Bauertum war anfangs von der Petersburger Regierung wirklich gefördert worden. Die

deutschen Kolonisten genossen im allgemeinen Militär- und Steuerfreiheit, sie erhielten das brachliegende Land umsonst, bekamen ferner langbefristete Darlehen für Häuser- und Inventarankauf. Sie erhielten mit der Zeit auch das Zugeständnis der Selbstverwaltung auf nationaler und kirchlicher Grundlage; allerdings vergaß die moskowitzische Regierung nach und nach auch diese Privilegien, aber die Ansiedler lebten bereits in so auskömmlichen Verhältnissen, daß sie dadurch nicht besonders bedrängt wurden. Im Jahre 1873, als die allgemeine Wehrpflicht in Rußland eingeführt wurde, nahm man ihnen auch das für „ewige Zeiten“ zugesicherte Recht der Befreiung vom Militärdienst, aber aus echtdeutscher Dankbarkeit für die Wohltaten der einstmal loyalen russischen Regierung ertrugen auch dies die friedlichen deutschen Bauern, ohne zu murren. Und ohne größeren Widerstand zu leisten, ließen sie auch mit der Zeit die verhängnisvolle Russifizierung ihrer Schulen zu, wo der Unterricht in der deutschen Sprache durch deutsche Küster und Wanderlehrer zugunsten der russischen beschränkt wurde, nicht in der Ermangelung des nationalen Gefühls oder der verschwundenen Tradition, sondern lediglich in der Absicht, die sonst feindselige Obrigkeit nicht mehr zu reizen, die auf ihre völkische Existenz durch scharfe Regierungsmaßnahmen abgezielt hat. Der Deutschrusse ist daher bloß, wie jeder Bauer, ein Utilitarist, ein prächtiger Naturrohstoff, aus dem man, — nach den Worten Friedrichs des Großen — bei geeigneter Zucht ausgezeichnete Staatsbürger formen könnte.

Das Deutschrussentum in seiner Differenziertheit liefert mancherlei Typen von seltener Originalität, wunderbarer Spannkraft und merkwürdigem Anpassungsvermögen. Unter denen zeichnen sich die sog. „Wolga-Deutschen“, deren Ansiedelungen etwa hundert Jahre älter sind, als die Wolhyniens, besonders aus. Die Zarin Katharina II. bot 1763 allen dorthin Auswandernden große „papierne“ Vorteile und „Freiheiten“. Trotzdem war die Lage der emsigen und biedereren Siedler inmitten der halbwilden Kirgisen, raubgierigen Kalmücken, heidnischen Baschkiren eine nahezu verzweiflungsvolle. Infolge der späteren Einschränkung der Landlose auf 15 Desjätinen (Pacht), eine Fläche, die eine auskömmliche bäuerliche Existenz nur so lange sichert, als noch freie Steppe für Viehhaltung und Heumahd zur Verfügung steht, entstand allmählich, ähnlich wie in Polen und Wolhynien, die Verarmung des Bauernstandes und Verwahrlosung der Sitten und germanischer Tradition. Die „Musterbauern“, die als Kulturfaktoren in jenen elenden Gebieten gewertet wurden, mußten notgedrungen nach einem anderen wirtschaftlichen Neuland sich umschauen und fanden in Sibirien, in Flor, ein wild-östliches Dorado. Die Petersburger Regierung wollte aber auch dort kein kräftiges Bauernvolk entstehen lassen und schraubte die Preise der Ländereien in eine vernichtende Höhe. Dessenungeachtet wuchs im Wolgagebiete, wo die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse am primitivsten und ursprünglichsten waren, die Zahl der wanderfrohen Schwaben, Sachsen, Schlesier, Deutsch-Böhmen und Rheinländer im Laufe von ungefähr hundert Jahren auf etwa eine

halbe Million. Ihrem wahren Germanentum, ihrer derben Geradheit und Ehrlichkeit, ihrer Gottesfurcht und teutonischen Lebenskraft haben die schlechtgesinnten und korrumpierten Tschinowniks am Petrograder Hofe ohne Unterlaß den Geheimkrieg aufs Messer erklärt. Sie legten zuerst die blutgetränkte Art an die mustergültigen deutschen Schulen, so daß die schwäbischen Kolonisten wohl „kerngesund“, aber in der Bildung „zurückgeblieben“ sind. Nichtsdestoweniger blieben sie dem Deutschtum nibelungentreu und bilden heute noch eine feste Wacht an der Wolga . . . Trotz wirtschaftlichen Verfalles, infolge unglücklicher Einrichtungen des Gemeindebesitzes, ist der Wolgadeutsche eine höchst markante Erscheinung. Obgleich der schädliche Einfluß des synodalen Russizismus im Laufe der Jahrzehnte sich in Sprache und Sitte bemerkbar machte und schließlich auch allmählich in das Leben jener deutschen, von der eigentlichen Heimat halbvergessenen Bauern eingedrungen ist, so hat sich im allgemeinen doch die urdeutsche Natur als unausrottbar erwiesen. Der Wolga-Kolonist spricht heute noch ein halbverständliches Deutsch, und zwar hält er am heimischen, heßisch-bayerischen Idiom fest, obwohl seine Mundart von russischen Redeweisen und Provinzialwörtern geradezu beladen ist.

In den letzten Jahren aber ist dieses Siedelungsgebiet schier unerträglich geworden. Das deutsch-russische Element befindet sich gerade jetzt in einer ernststen Krise. Die Heße gegen sie als Fremdstämmige wird immer gefährlicher, besonders da die Behörde, infolge des Kriegszustandes mit dem deutschen Mutterlande, ihnen die Autonomie der Gemeinden nahm und die Schulen rücksichtslos zu russifizieren sucht. Da diese arbeitsfrohe Bauernbevölkerung sich ungemein rasch vermehrte, so war es für sie auch wichtig, daß die alten Bestimmungen für den Neuerwerb von Ländereien aufrecht blieben, was aber nicht der Fall war. So kam es schließlich zu einer anhaltenden Auswanderungsbewegung, deren Ziel mißt die Vereinigten Staaten von Nordamerika, Kanada, Brasilien war, die sich aber teilweise auch in das asiatische Zentralrußland, nach Sibirien und Turkestan, wandte. Der Niedergang des deutsch-russischen Bauerntums wurde immer trostloser; der Unternehmende wandert gänzlich aus, andere minder Strebsame folgen dem lockenden Rufe nach Sibirien, der Leichtlebige verlottet wieder im Alkoholgenuß und der Behagliche dagegen klammert sich an sein bisheriges Besitztum mit echt germanischer Zähigkeit und Beharrlichkeit. Wohl kein Volk in der Welt hält sich, infolge der inhumanen Behandlung seitens der „echt russischen Leute“, so ungern in seinem zweiten Vaterlande auf, wie die Deutschrussen im Stodrußland. U. Otto, der in einem Kriegsgefangenenlager die deutschen Kolonisten über ihre weitere häuerliche Existenz und Zukunft nach dem Kriegsende befragte, erhielt folgende Auskünfte: Von 100 gefangenen Deutschrussen haben 67 sich bereit erklärt, aus Rußland auszuwandern, teils aus Gründen, die noch vor dem Kriege bestanden, vor allem wegen einschränkenden Landmangels und der weiteren Unzulässigkeit, das Grundeigentum zu vergrößern, teils aus Angst vor möglichen Ver-

folgungen seitens ihrer Kriegskameraden im russischen Hinterland. Einige äußerten den Willen, in Deutschland als landwirtschaftliche Arbeiter zu verbleiben, andere wieder zogen vor, nach Brasilien, Argentinien, Kalifornien oder gar nach Österreich auszuwandern. Etwa vierzig sträubten sich überhaupt, in die Fremde zu ziehen, indem sie hoffen, daß ihr Los nach dem Kriege unter dem Drucke des siegreichen Deutschlands sich mildern würde. Unter jenen, die nicht auswandern wollen, sind die Wolgadeutschen mit $\frac{2}{3}$ v. H. vertreten, das deutsche Bauerntum in Südrussland mit nur $\frac{1}{4}$ v. H., da dieses deutsch-russische Bevölkerungselement, trotz Wohlhabenheit und ihrer modernen kapitalistischen Entfaltung, unter dem russischen Industrialismus und imperialistischen Gelüsten viel zu leiden habe. Diese Beweggründe waren es, daß die sonst wackeren Bauersleute zu Proletariern geworden sind und ihre Scholle verlassen. Mit dem Wanderstab und armjeliger Habe zieht der verbannte deutsch-russische Kolonist nach Sibirien, nach diesem Paradies für Landhungerleidende. Über das rapide Auswanderungsfieber dieser Armen aus den deutschen Bauernstaaten auf russischer Steppe schreibt Dr. R. Löw, daß in einem einzigen Jahre (1913) aus der Kolonie Grimm (Saratow) mit 13 000 Einwohnern nicht weniger als 200 Familien ausgewandert sind. Diese plötzliche Emigration knapp vor dem Kriege beweist zur Genüge, wie gar wenig die verfolgten Deutschrussen ihr „neues“ Vaterland geliebt haben. Bisher ist die Hauptmasse des deutsch-russischen Elementes nach Nordamerika gegangen, und mit Bedauern muß man feststellen, daß Amerika immer noch auf diese Siedler eine ungeschwächte Anziehungskraft ausübt, obwohl die Verhältnisse dortselbst derzeit nicht mehr verlockend sind. Aus ehemaligen Landbesitzern werden sie im Lande der Yankee's zu Industrialarbeitern und können ihre gewohnte bäuerliche Existenz nicht fortsetzen, denn wer im letzten Jahrzehnt dahin ging, war froh, als einfacher Pächter Prärien- und Steppenluft zu atmen oder gar als simpler Tagelöhner in den rauchumwölkten Schloten Bethlehems oder Milwaukee's unterzukommen. Unter dem beweglichen deutschen Element in Südrussland besteht seit ihrer Auswanderungssucht eine besondere Vorliebe für Philadelphia, wo den Emigranten lohnender Verdienst auf den Rübenfeldern zu winken schien. In verschiedenen Zeiten wurden Versuche mit der Ansiedelung in Südamerika gemacht. Nach Argentinien und Südbrasilien sind in dem letzten Jahrzehnt viele Deutschrussen gewandert, doch waren sie nicht so zufrieden wie in Nordamerika. Nach Dr. Löw's genauen und äußerst interessanten Angaben wurden in Argentinien die deutschen Auswanderer aus allen Gauen des ungastlichen Rußlands auf dem sie heimatisch anmutenden Schwemmlande mit den unermeßlichen Weizenfeldern von den Großgrundbesitzern durch sog. „Parceriasystem“ (Pacht gegen Anteil) ausgebeutet; in Rio Grande del Sol sahen sie sich zwar als unabhängige Landeigentümer, aber sie waren alsbald genötigt, ihr ganzes vererbtes, bäuerliches Glaubensbekenntnis zu wechseln. Statt der gewohnten Steppe mußten sie den bergigen Urwald lieben lernen. Den wolhynischen Bauern gelang das Umlernen vielfach gar nicht oder

erst nach vielen Enttäuschungen. Auch nach Deutsch-Ostafrika führen Spuren. Die Berichte der dahin ausgewanderten Ansiedler deutschen Stammes lauten nicht besonders günstig.

Noch vor vielen Jahren, vor dem Kriege mit Deutschland, war die moskowitzische Regierung bemüht, die überschüssige Kolonialbevölkerung in den verschiedenen an Europa grenzenden Gouvernements Sibiriens unterzubringen. Die Verlockung, mit geringen Auslagen viel Land zu erhalten, war anfänglich so groß, daß ihr immer mehr Siedler unterlagen. Denn die russische Regierung, die gesundblütige Bauern brauchte, bot in Sibirien große Ländereien an mit vielen Vorrechten als Köder, und nach kurzem Besinnen bißen Heere von schwäbischen Bauern aus dem Kaukasus und sächsischen Dorfleuten aus der Wolgagegend an und zogen mit Kind und Weib nach dem unbekannten eisigen Osten. Ein gelobtes Land winkte ihnen zu. Freilich, als der Krieg mit Deutschland ausbrach, ist über das Schicksal dieses wertvollen Volkelementes ein Schleier der Ungewißheit und des Geheimnisses verhängt worden. Ob die zwangsweise Liquidation, wie sie von der russischen Regierung bei anderen Siedlungen angeordnet wurde, auch in Sibirien zur Anwendung kam, ist unbekannt. Zwar berichtet uns A. Hermann in einer interessanten Schilderung über ein seltsames Angebot Englands an diese schmerzgeprüften Kolonisten, das noch im März 1916 erfolgt sein sollte. Auch diesmal spielte sich das perfide Albion als „Beschützerin der geknechteten, kleinen Nationen“ auf. In ihrer verzweifeltsten Lage kam den armen deutschen Siedlern, von denen das mächtige Deutschland gar wenig wissen wollte, eine ganz unerwartete Hilfe von England selbst. Mittels kanadischer und englischer Auswanderungsbureaus warb man die verbannten Deutschrussen für eigene Zwecke nach Kanada unter Vorpiegelung humaner Konzessionen verschiedener Art. Das englische Angebot, das aus Kriegsgründen dem verjagten deutschrussischen Bauerntum zur unentgeltlichen Überführung nach Kanada gemacht wurde, ist natürlich weniger aus philanthropischen, als aus politischen und sozialökonomischen Motiven hervorgegangen. Zunächst galt es, — meiner Ansicht nach — dem russischen bedrängten Bundesgenossen in einer heißen Frage einen platonischen Dienst zu erweisen, indem man das Moskowitertum von diesen „unbequemen Germans“ befreite. Andererseits wollten die „businessdürstigen“ Engländer für ihr überseeisches Ackergebiet tüchtige Ansiedler von einer Zähigkeit und anerkannten Tüchtigkeit gewinnen, besonders da die kanadische Bauernbevölkerung durch die verlustreichen Truppensendungen nach dem englischen Mutterlande viele arbeitsfähige Männer eingebüßt hat. Der russische Bär sollte in seinen reinmoskowitzischen Gefühlen befriedigt werden, aber Mister Jack einen materiellen und bleibenden Vorteil von dieser geschäftlichen Kalkulation haben . . .

Nach Beendigung des Krieges ist es zu wünschen und zu hoffen, daß die deutsche Regierung Mittel und Wege finden wird, daß dieser hochheinzuschätzende Bauernstamm, als Kulturträger im fernen Osten, dem reichsdeutschen Volks-

ganzen nicht verloren geht, sondern ferngesund, in germanischen Tugenden und teutonischer Spannkraft erhalten bleibt, damit er den bestehenden deutschen bäuerlichen Ansiedlungen die nationale Stärkung zuführen kann, die das überbevölkerte Mutterland zu geben nicht mehr imstande ist.

Arthur Dir:

Rumänien vor und nach dem Kriege.

Rumänien als politischer Begriff ist seit knapp sechzig Jahren in Wirklichkeit. In früheren Jahrhunderten waren die Moldau und die Walachei getrennte, selbständige Fürstentümer, die im Laufe des 17. Jahrhunderts, nach etwa drei Jahrhunderte langer Unabhängigkeit unter türkische Oberhoheit kamen. Die Türkei setzte albanische und griechische Statthalter ein und gab die Fürstentümer 1710 griechischen Gouverneuren sozusagen in Pacht.

Damals dehnte sich unter türkischer Herrschaft der kulturelle Einfluß der griechischen Sprache und Kirche über die ganze Balkanhalbinsel in solcher Weise aus, daß Europa beispielsweise von der Existenz der Bulgaren kaum etwas wußte und die Balkanier in der Hauptsache als Griechen betrachtete. Die später einsetzenden Freiheitskämpfe auf dem Balkan erschienen Europa demgemäß wesentlich als griechische Freiheitskämpfe, denen die lebhafteste Sympathie entgegengebracht wurde. Der eigentliche griechische Freiheitskampf, der im Jahre 1821 zum ersten Erfolge führte, brachte auch den Donaufürstentümern die Befreiung von der türkischen Oberhoheit. An ihre Stelle aber trat zunächst der vorherrschende russische Einfluß und sodann nach dem Krimkriege vorübergehend eine österreichische Okkupation. Noch einmal verfielen die Donaufürstentümer auf kurze Zeit der Tributpflicht gegenüber der Türkei, bis am 17. Februar 1859 ihre Vereinigung unter dem Fürsten Alexander Cuşa erfolgte.

Die bedeutendste politische Tat dieses Fürsten war sein Staatsstreich von 1864, durch den er die rumänische Nationalversammlung auflöste und aus eigener Machtvollkommenheit eine durchgreifende Agrarreform erließ, die den rumänischen Bauern zum selbständigen Grundeigentümer machen sollte. Diese Reform fand den entschiedensten Widerstand der Bojaren, die ihre alte Latifundienherrschaft unverändert erhalten wollten. Der Fürst wurde schließlich nach siebenjähriger Herrschaft zur Abdankung gezwungen. An seine Stelle wurde Prinz Karl von Hohenzollern als Fürst Carol I. gewählt.

Das Schicksal seines Vorgängers war für den neuen Fürsten von Anfang an eine Mahnung, die ihn verhinderte, die wirtschaftlich-soziale Verfassung des

Landes in einer den Bojaren nicht genehmen Weise zu regeln. Wohl wurden im Laufe der langen Regierung Carols I. allerlei Reformen durchgeführt, die den Anschein der Gleichberechtigung der rumänischen Staatsbürger und steuerlicher Gerechtigkeit erweckten; in der Tat aber blieb die Macht bei den Großgrundbesitzern. Die breite Schicht der bäuerlichen Bevölkerung lebte in doppelter Abhängigkeit von den Latifundienbesitzern und von deren Generalpächtern. Sie konnte es zu keiner wirtschaftlichen Selbständigkeit bringen und befand sich dauernd in Wuchererhänden. Dieser Zustand der rumänischen Agrarverfassung ist in unseren Tagen von erheblicher Bedeutung geworden für die außenpolitischen Wege, die Rumänien eingeschlagen hat. Wir haben ihn also für die späteren Betrachtungen im Auge zu behalten.

Bei seiner Gründung umfaßte das Fürstentum Rumänien nicht nur die alten Fürstentümer Moldau und Walachei, sondern auch das 1856 mit der Moldau vereinigte Bessarabien. Im russisch-türkischen Kriege leistete Rumänien den Russen wertvolle und entscheidende Dienste, indem es ihnen nicht nur den Durchmarsch durch sein Gebiet gestattete, sondern bei schwieriger Lage auf den Schlachtfeldern am Balkan die Entscheidung zugunsten des russischen Heeres durch rumänische Waffenhilfe herbeiführte. Rußland aber erwies sich als ein gefährlicher Verbündeter: Es verlangte volle Unterordnung Rumäniens und lohnte dessen Waffenhilfe schließlich damit, daß die russischen Truppen Bessarabien nicht wieder räumten. Das Land wurde mit Rußland vereinigt, und Rumänien erhielt zur Entschädigung die Dobrudscha, die fast gar nicht von Rumänen bewohnt war und keinen Ausgleich für das reiche Bessarabien bieten konnte.

Anfänglich betrachtete Rumänien die Dobrudscha als ziemlich wertlos. Es hat sich wirtschaftlich um sie im allgemeinen wenig bekümmert, und nur in den Städten stieg durch Beamtentum u. dergl. die rumänische Bevölkerungsziffer. Schließlich aber erhielt die Dobrudscha für Rumänien einen erheblichen verkehrspolitischen Wert, da sie Rumänien die Schaffung einer schnellen Verbindung zwischen Mitteleuropa und Konstantinopel ermöglichte. Den Weg hierzu wies die Senke zwischen Tschernavoda und Konstanza. Die Donau wurde bei Tschernavoda überbrückt und die Dobrudscha in Richtung auf Konstanza von einer Eisenbahn durchquert — ein Bau, den übrigens dereinst der junge Molke noch als unlohnend betrachtet hatte. Durch regelmäßige Dampferverbindung zwischen Konstanza und Konstantinopel war durch diesen Brücken- und Eisenbahnbau die seinerzeit beste Verbindung zwischen Mitteleuropa und Konstantinopel hergestellt.

Im Jahre 1881 war Rumänien zum Königreich erhoben worden. Auf den äußeren Kulturfirnis pochend, — den es sich mit romanischer Leichtigkeit angeeignet hatte —, fühlte es sich berufen als eine Vormacht gegenüber dem gesamten Balkan. Die eigentlich kulturelle Hebung des Landes ließ jedoch trotz des eifrigen Willens König Carols viel zu wünschen übrig. Die Bauernschaft verharrte in ihrer wirtschaftlich-sozialen Abhängigkeit, die auf dem Papier eingeführte all-

gemeine Volksbildung konnte in der Praxis bei weitem nicht zur Durchführung gelangen. Sie war in der Zeit vor den Balkankriegen in Rumänien um ein Beträchtliches rückständiger als in dem viel jüngeren, benachbarten bulgarischen Staatswesen.

Am ersten Balkankrieg nahm Rumänien keinen aktiven Anteil; als dann aber die verbündeten Balkanstaaten an die Teilung der Beute gingen und es darüber zum zweiten Balkankriege kam, erhob Rumänien gegenüber Bulgarien Kompensationsansprüche, um das Gleichgewicht der Balkanstaaten aufrecht zu erhalten, oder richtiger: um sich selbst eine Vormachtstellung gegenüber den vergrößerten Balkanstaaten zu sichern. Während das gesamte bulgarische Heer voll- auf beschäftigt war gegen Griechen, Serben und Türken, drang das rumänische Heer kampflos über die Donau vor und bedrohte die Hauptstadt Sofia. Bulgarien sah sich zum Friedensschluß gezwungen und trat Rumänien seinen Dobrudscha-Anteil ab. Damit näherte sich die rumänische Grenze der Eisenbahnlinie Rußisch—Barna, die hinfort ein Ziel rumänischen Strebens wurde.

Für Bulgarien war diese Amputation außerordentlich schmerzhaft; denn die in seinem Besitze gewesene Süd-Dobrudscha war ein fruchtbares und hinsichtlich der landwirtschaftlichen Technik verhältnismäßig hochstehendes Gebiet. Hier, wo verbessertes Ackergerät, auch die landwirtschaftliche Maschine zuerst ihren Einzug in Bulgarien gefunden, lebte eine ganze Reihe bulgarischer Millionenbauern. Es gab moderne Großmühlen, und der Handel von Barna zog seine Hauptkraft gerade aus diesem Gebiete. Begreiflich genug, daß der „Hühnerkrieg“ — wie die Bulgaren den unblutigen Requisitionsfeldzug verächtlich nannten — einen tiefen Stachel hinterließ. Verfasser selbst mußte in der Zeit, als Bulgarien eben an der Seite Deutschlands in den Krieg eingetreten war, durch Rumänien und die Dobrudscha reisen und konnte sich in Rumänien von der Doppeltzüngigkeit der Rumänen, nach Überschreiten der bulgarischen Grenze von dem tiefen Haß und Rachegefühl der Bulgaren überzeugen. Allgemein ging damals die bulgarische Ansicht dahin, daß man mit den Serben bald fertig sein werde, dann aber die Abrechnung mit den verhassten Rumänen kommen müsse.

Wie war die rumänische Stellung bei und nach Ausbruch des Krieges?

Die Politik König Carols war geleitet worden durch die Erinnerung an den Raub, den das verbündete Rußland im Jahre 1878 gegenüber Rumänien begangen hatte. Die ganzen Festungsanlagen des Landes trugen deutlich das Gepräge des Verteidigungscharakters gegenüber Rußland. Seit Jahren stand Rumänien in Militärkonvention mit Deutschland. Bei Ausbruch des Krieges war also im Grunde genommen ein Vierbund zwischen Deutschland, der Donaumonarchie, Italien und Rumänien vorhanden. Rumänien entzog sich aber ebenso wie Italien seinen Verpflichtungen und hielt sich gleich jenem zuerst neutral, war in Wahrheit durch die leitenden Politiker aber ebenso wie Italien schon nahe an die Gegenseite herangeführt.

Als König Carol in schweren Sorgen um die Zukunft seines Landes dahingegangen, hatten unter seinem Nachfolger — der stark unter dem Einfluß seiner englisch erzogenen Gattin stand — die am Ruder befindlichen Staatsmänner leichteres Spiel. Es ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß eine Abrede bestand, der zufolge Italien und Rumänien gleichzeitig über die Donaumonarchie herfallen sollten. Dadurch wäre das von Rußland damals hart bedrängte Österreich-Ungarn in eine außerordentlich schwierige Lage gelangt. Allein dem diplomatischen Geschick des Fürsten Bülow ist es zu verdanken, daß dieser Schlag von dem verbündeten Donaureich abgehalten wurde, indem Fürst Bülow es verstand, Italien durch Verhandlungen so lange hinzuziehen, bis die Lage an der Ostfront sich wesentlich günstiger gestaltet hatte und die unter Mackensens Führung erfochtenen Karpathensiege Rumänien bedenklich stimmen mußten. Da die starke deutsch-österreichische Heeresmacht unter Mackensen in der Flanke Rumäniens versammelt war und siegreich vordrang, glaubte Rumänien zu der Zeit, als Italien den Krieg begann, das Wagnis eines gleichzeitigen Losschlagens nicht übernehmen zu können. Wenn es dann späterhin doch noch offen auf die Entente-seite trat, so ist das nicht nur den intensiven Treibereien der Entente und den nunmehr in der Dynastie herrschenden Einflüssen zuzuschreiben, sondern teilweise auch auf innerpolitische Gründe zurückzuführen:

Wollte Rumänien eine Eroberungspolitik treiben, so hatte es unter ethnographischen Gesichtspunkten die Wahl zwischen Rückeroberung Bessarabiens und Eroberung der rumänischen Gebiete Ungarns. Innerpolitisch betrachtet, hatten diejenigen Parteien, die am meisten zu Deutschland hielten, auf den deutschen Sieg und den Vorteil Rumäniens an der Seite Deutschlands bauten, nur einen sehr geringen Boden, weil es die Großgrundbesitzerpartei war, die sich der Agrarreform und der steuerpolitischen Gerechtigkeit hartnäckig widersetzt hatte. Die am Ruder befindliche Partei hinwiederum befürchtete von einer Einverleibung Bessarabiens mit seinem ausgedehnten Großgrundbesitz die Stärkung des konservativen Elements, während sie vom Krieg gegen Ungarn die Heimführung mehr bäuerlichen Besitzes erwartete, der den Getreidespekulanten von Bukarest ein willkommenes Bewucherungsobjekt zu werden versprach.

So kam es denn schließlich zum rumänischen Vormarsch über die Karpathen, der nach kurzem Siegeszug gegen das überraschte Ungarn zu dem schweren Rückschlag: Besetzung der ganzen Walachei und Dobrudscha und eines Teiles der Moldau durch die verbündeten Heere, führte.

Es verdient besonders bemerkt zu werden, daß die im rumänischen Besitz verbliebene Moldau die Schrecken des Krieges in viel stärkerem Maße durchgemacht hat als die rasch eroberte Walachei. Nur wo die englische Zerstörungskommission ihren rücksichtslosen Vernichtungskrieg gegen wertvollste Bestandteile der rumänischen Volkswirtschaft geführt hatte, um zu verhindern, daß rumänisches

Erdöl die deutschen U-Boote und Flugzeuge speiste, war auch das Gebiet der Walachei von schweren Schäden betroffen; überall aber, wo die deutschen Heere vordrangen, haben sie das Land nicht nur geschont—soweit es mit den militärischen Rücksichten irgend vereinbar war—sondern unverzüglich auch den wirtschaftlichen Wiederaufbau betrieben.

Aus den Händen des Wirtschaftsstabes der deutschen Militärverwaltung geht das besetzte Rumänien wirtschaftlich wertvoller hervor, als es vordem gewesen: Auf den Ölfeldern herrscht trotz aller britischen Zerstörungskunst wieder volle Produktion. Viele Ölquellen sind neu erbohrt. Die landwirtschaftliche Erzeugung ist gesteigert worden, insbesondere sind hochwertige Öl- und Industriepflanzen unter deutscher Anleitung in weit größerem Maße angebaut als zuvor. Der Anbau von Weizen und Mais wurde planmäßig gefördert durch Steigerung der Abnahmepreise, die nicht den Spekulanten und Wucherern, sondern den Bauern unmittelbar bezahlt wurden. Dadurch hat die deutsche Militärverwaltung den Grund gelegt zur künftigen Möglichkeit wirtschaftlich-sozialen Aufschwungs der rumänischen Bauernschaft. Obst-, Gemüse-, Vieh- und Fischverwertung, die bis dahin ziemlich im argen lagen, sind gleichfalls durch die deutsche Militärverwaltung planmäßig in größtem Stile entwickelt worden. Kurzum: die besetzten Gebiete erfuhren eine Fülle wertvollster und nachwirkender Anregungen.

Am 7. Mai 1918 wurde der Frieden von Bukarest unterzeichnet, der allerdings noch kein endgültiges Bild von der künftigen Gestaltung der Landkarte Rumäniens gibt. Denn als das geschlagene Rumänien in die Friedensverhandlungen mit den Mächten des Vierbundes eintrat, war ihm durch den Zerfall Rußlands und die Vorgänge in der russischen Nachbarschaft noch Gelegenheit geboten worden, seine Kriegsziele zu verändern und den alten besarabischen Wünschen nachzugehen. In welchem Umfange Besarabien wieder zu Rumänien fallen wird, hängt noch von dem Abschluß der ukrainisch-rumänischen Verhandlungen ab.

Der Frieden von Bukarest hat Rumänien zunächst territoriale Einbuße auferlegt, die voraussichtlich aber durch besarabischen Gewinn vollauf wettgemacht werden wird.

Rumänien hat aufgehört, zu den Balkanstaaten zu zählen, da es die gesamte Dobrudscha bis zum St. Georgs-Arm, dem südlichsten der Donaumündungsarme, abtreten mußte. Der südliche Teil der Dobrudscha bis nahe an die Linie Konstanza—Tschernavoda heran ist sofort bedingungslos an Bulgarien gefallen. Der nördliche Teil untersteht vorläufig der Gemeinherrschaft der Vierbundmächte, da einerseits noch Fragen der künftigen Verkehrsregelung der Strecke Tschernavoda—Konstanza zu lösen, andererseits türkisch-bulgarische Verhandlungen zu erledigen sind. Rumänien bleibt der Donauweg zum Schwarzen Meer, und es gewinnt dazu voraussichtlich auch einen besarabischen Küstenstreifen.

Auf der Landseite hat Rumänien nicht unbeträchtliche Karpathengebiete an Ungarn abtreten müssen, um diesem eine Gewähr gegen künftige Überfälle zu

geben. An der Donau ist die ungarische Grenze bis nahe an den Hafen Turn-Severin herangeschoben, ferner sind alle Karpathenpässe mit Vorland an Ungarn gefallen, und endlich ist an der Grenze der Bukowina eine ziemlich weit ausgreifende Grenzberichtigung zur Sicherung dieses Landes vollzogen worden. Die unmittelbaren Nachbarn Rumäniens, Bulgarien und Ungarn, haben somit teils wirtschaftlich, teils strategisch wertvollen Landerwerb auf Rumäniens Kosten vollzogen. Deutschland, das den Hauptanteil an der Besiegung Rumäniens gehabt, beschränkte sich auf die Sicherstellung wirtschaftlicher Vorteile in einer Form, die dem rumänischen Staate selbst keinen Nachteil, sondern sogar finanziellen Gewinn verspricht.

Im eigentlichen Friedensvertrag sind neben den schon erwähnten Gebietsabtretungen die verkehrspolitischen Bestimmungen von besonderem Belang. Sie erstrecken sich insbesondere auf die Regelung der Donau-Schifffahrt. Bis zum Kriege unterstand die Donaumündung von Braila an der europäischen Donau-Kommission, in der seit dem Frieden von 1856 das Deutsche Reich, Frankreich, Großbritannien, Italien, Österreich-Ungarn, Rußland, die Türkei und Rumänien vertreten waren. Diese Zusammensetzung der Donau-Kommission hatte keine Veränderung erfahren, als Bulgarien als Donau-Anlieger zum selbstständigen Königreich geworden war. Wichtigste Angelegenheiten des Donaumündungs-Verkehrs unterstanden also der Entscheidung von Ländern, die territorial am Donaugebiet gar nicht interessiert waren, wogegen Bulgarien als Donau-Anlieger nicht mitzusprechen hatte. Der Frieden von Bukarest beseitigte die europäische Donau-Kommission und setzte an ihre Stelle eine Donaumündungs-Kommission, die nur aus Vertretern von Staaten bestehen soll, die an der Donau und an der Küste des Schwarzen Meeres gelegen sind. Demnach verbleiben in der Donaumündungs-Kommission Deutschland, Österreich-Ungarn, Rumänien und die Türkei. An die Stelle Rußlands dürfte in der Kommission die Ukraine treten. Bulgarien hat endlich den ihm gebührenden Platz erhalten.

Rumänien ist nicht nur verpflichtet, den Schiffen der Vierbundmächte freien Verkehr auf dem rumänischen Teil der Donau in jedem Hinblick zu gewähren — es hat Deutschland und Österreich-Ungarn auch noch besondere Hafen- und Werfrechte eingeräumt. Ferner haben Deutschland, Österreich-Ungarn, Bulgarien, die Türkei und Rumänien das Recht, auf der Donau Kriegeschiffe zu halten, die stromabwärts bis zum Meer, stromaufwärts bis zur oberen Grenze des eigenen Staatsgebietes fahren dürfen. Außerdem hat jede in der Donaumündungs-Kommission vertretene Macht das Recht, je zwei Kriegeschiffe als Stationschiffe an der Donaumündung zu halten, die stromaufwärts bis Braila Aufenthalt nehmen dürfen.

Weitere verkehrspolitische Beziehungen sind durch Sonderverträge der einzelnen Vierbundstaaten mit Rumänien geregelt worden. So soll Rumänien der Verkehr nach Konstanza sichergestellt werden, und es soll ferner eine unmittelbare

Verbindung zwischen Rumänien und der Küste des Ägäischen Meeres geschaffen werden, indem Rumänien gegenüber Bulgarien in den Bau einer neuen Donaubrücke eingewilligt hat, mit deren Hilfe Bulgarien rumänischen Durchgangsverkehr nach der Ägäischen Küste an sich ziehen kann.

Deutschland hat sich das Recht der Kabellegung in der Donau und darüber hinaus gesichert. Ferner — im Zusammenhang mit dem wichtigen deutsch-rumänischen Petroleum-Abkommen — das Recht der Röhrenleitung von Erdöl. Früher gingen die Leitungen aus den Ölfeldern über die Tschernavodabrücke nach Konstanza. Der Wirtschaftsstab der deutschen Militärverwaltung hat nach Wiedererschließung der Ölfelder diese Leitung umgelegt nach Giurgiu und dem rumänischen Erdöl dadurch den Weg donauaufwärts an Stelle des alten Weges über das Schwarze Meer gewiesen. Für die Zukunft ist eine Röhrenleitung auch unmittelbar nach dem nächstgelegenen Punkt der deutschen Grenze bei Oderberg ins Auge gefaßt.

Die wirtschaftspolitischen Vereinbarungen zwischen Deutschland und Rumänien gehen dahin, daß Deutschland sich für die Zeit der Kriegs- und Übergangswirtschaft die Lieferung der rumänischen Überschüsse an Landeserzeugnissen und für einen längeren Zeitraum die maßgebende Stelle in der Ausbeute der rumänischen Ölfelder gesichert hat. Das Petroleum-Abkommen gilt zunächst für dreißig Jahre, erstreckt sich auf deutsches Verlangen aber automatisch bis auf einen Zeitraum von neunzig Jahren. Das Monopol der Erdölgewinnung in Rumänien wird von Deutschland in Gemeinschaft mit Österreich-Ungarn durch eine Ländereien-Pacht-Gesellschaft m. b. H. ausgeübt.

Zu diesem Gewinnungs-Monopol tritt ein Handels-Monopol, das der rumänische Staat einrichtet und dessen Ausübung er einer deutsch-österreichisch-ungarischen Handels-Monopol-Gesellschaft überträgt.

Durch Gewinnanteil und Ausfuhrabgabe ist der rumänische Staat an dem Petroleumgeschäft interessiert, so daß er in dieser Ordnung der Dinge seinerseits eine gute und sichere Finanzquelle finden wird.

Die Ergiebigkeit der rumänischen Ölfelder ist groß genug, um Deutschland von den amerikanischen Petroleumlieferungen unabhängig zu machen. Wenn auch einerseits der Bedarf von Erdölerzeugnissen, insbesondere von Motoröl, nach dem Kriege sicher beträchtlich größer sein wird als vor dem Kriege, so dürfte doch andererseits der Bedarf an Leuchtöl infolge zunehmender Verwendung von Gas und Elektrizität und chemisch-technisch verbesserter Nutzung der deutschen Kohlenschätze sich beträchtlich verringern, und schließlich könnte zur Ergänzung der rumänischen Ölvorräte zurückgegriffen werden auf die südrussischen und kaukasischen, so daß das Gesamtgebiet der Randländer des Schwarzen Meeres unter allen Umständen Deutschland von jedem Bezug amerikanischen Petroleums unabhängig machen kann.

Der Frieden von Bukarest gehört überhaupt mit hinein in jene Folgeerscheinungen des Krieges, die das deutsche Wirtschafts- und Verkehrsinteresse an den weiten Randgebieten des Schwarzen Meeres wesentlich beleben. Die Arbeiten des Wirtschaftsstabes der deutschen Militärverwaltung in Rumänien aus der Besetzungszeit werden in dieser Richtung nachwirken. Wir haben genauen Einblick gewonnen in die wirtschaftlichen Bodenschätze Rumäniens und die wirtschaftlichen Zukunftsmöglichkeiten des Landes. Wir haben seine Produktion fördernd beeinflusst und die unmittelbaren Wirtschaftsbeziehungen zu ihm eng geknüpft. Wir werden hier wie in anderen Randgebieten des Schwarzen Meeres künftig einen beträchtlichen Vorsprung vor anderen Ländern haben, die bis zum Kriege in engeren Handelsbeziehungen zu jenen Gebieten standen. Wir haben Interesse genommen auch für die Hebung der Verkehrsverhältnisse in Rumänien, für die Steigerung des Donauverkehrs und des Durchgangsverkehrs nach dem Schwarzen Meer. Unser Anteil an der Regelung der Donaumündungs-Angelegenheiten ist gehoben.

Rumänien, das sich im Verlaufe des Krieges von den Mittelmächten abgewandt hatte, ist näher als zuvor an Mitteleuropa herangeführt worden. Es steht in Zukunft einerseits nicht wieder unter dem Alpdruck russischer Bedrohung, ist anderseits nicht mehr im Besitz der strategischen Möglichkeiten, gegenüber dem ungarischen Nachbarlande eine Eroberungspolitik zu verfolgen. Der Frieden von Bukarest gibt Mitteleuropa insgesamt eine klare Ausdehnung bis zur Donaumündung.

Etwaige Revanchepläne nach der bulgarischen Seite zu verfolgen, ist Rumänien dadurch erschwert, daß es auf der ganzen Linie über die Donau zurückgedrängt ist und dadurch gegenüber Bulgarien eine scharf und sicher umrissene Grenze erhalten hat, jenseits deren es keinen ethnographisch begründeten Anspruch erheben kann, sondern lediglich in friedlicher Verständigung seine natürlichen verkehrspolitischen Interessen im Hinblick auf den Weg über Konstanza zu verfolgen haben wird. Auch der neue Weg über die Donau zur ägäischen Küste schafft eine verkehrspolitische Interessenverknüpfung zwischen den beiden Anliegerstaaten der unteren Donau.

Der Rückzug Rumäniens auf das linke Donauufer nimmt ihm endlich den Charakter eines Balkanstaates und gewährleistet Bulgarien den früher von Rumänien erhobenen Anspruch auf die Rolle einer Balkan-Vormacht.

Die Neugestaltung der politischen Lage und die vertragsmäßige Verengung der wirtschaftlichen Beziehungen vereinheitlicht das Bild Mitteleuropas bis zur Donaumündung und trägt zugleich bei zur Klärung der Verhältnisse auf dem Balkan.

Dr. A. von Wilke:

Die Memoiren des Cornelis de Witt.

Stille herrscht zur Zeit auf dem französischen Büchermarkt. Die jüngeren Autoren kämpfen im Schützengraben oder dienen der Tagespresse. Von den älteren halten sich manche schweigend abseits: sie verstehen die Welt nicht mehr. An den wichtigsten Vorbedingungen des Büchermarktes, den „matières premières“, den Rohstoffen, herrscht Mangel.

So verelbt auch die Memoirenliteratur, die in Frankreich sonst üppiger gedieh als anderswo, fast ganz und gar. Die Gegenwart hält die Geister so stark in ihrem Bann, die Zukunft birgt in ihrem Schoß so viel beklemmende Ungewißheit, daß den Wenigsten der Sinn danach gerichtet ist, sich beschaulich in die Vergangenheit zurückzuversetzen.

Fast möchte man es daher ein Wagnis nennen, wenn jetzt, mitten im Kriegslärm, die „Erinnerungen“ erscheinen, die Cornelis de Witt unter dem Titel „Ma famille. Souvenirs. 1848—1889“ aufgezeichnet hat, und aus denen es uns wie der ferne Widerhall längst verrauschter Kämpfe ins Ohr klingt.

Cornelis de Witt: der Name sagt uns Deutschen nichts. Und in der That, sein Träger hat niemals in vorderster Reihe gestanden, wenn sich begab, woraus Geschichte wird. Doch als ein Enkel von François Guizot, der die Politik des Bürgerkönigtums Ludwig Philipps bis zu dessen Sturze durch die Revolution von 1848 lenkte, atmete Cornelis de Witt von Jugend auf eine Luft, die von politischen Zuströmungen erfüllt war. Als Vertrauter des Enkels Ludwig Philipps, des Grafen von Paris, gehörte er später, in seinen Mannesjahren, zu denen, die sich, in Wort und Schrift, bemühten, dem Hause Bourbon-Orléans die Rückkehr auf den Thron zu bahnen.

Die Gestalt François Guizots überragt diese Erinnerungen. Nicht mehr die Gestalt des mächtvollen Staatsmannes. Vielmehr die Gestalt des Historikers, der sich, von den Geschäften ausgeschaltet, der Niederschrift seiner Geschichte Frankreichs zuwandte, und dem die Vorsehung es beschied, noch das ganze zweite Kaiserreich und die „Invasion“ zu erleben. Die Gestalt des Patriarchen, um den sich in seinem Landhause Val Richer, im Calvados, nicht weit von der Meeresküste, Kinder und Enkel scharten. Er war das anerkannte, verehrte Oberhaupt eines Geschlechtes, in das der Tod manche Lücke riß, aber auch immer neue, lebendige Hoffnungen ihren Einzug hielten.

Es waren protestantische Geschlechter, sowohl das der Guizot, wie das der aus Holland stammenden de Witt. Ihre rationelle, von allem Übersinnlichen völlig freie Weise, die Dinge zu betrachten, hätte dem Boden katholischer Weltanschauung nicht entsproßen können. So klar und nüchtern wie Guizot hat vielleicht kein

einzigster anderer Franzose jemals erkannt, wie verhängnisvoll die angeborene französische Neigung werden kann, die Tatsachen, statt in ihrem wahren Lichte, in der Beleuchtung vorgefaßter Meinungen und leidenschaftlicher Wünsche anzuschauen. Guizot verleugnet, so berichtet sein Enkel, die Verstandeskühle auch nicht, als im Juli 1870 die spanische Thronkandidatur des Erbprinzen Leopold von Hohenzollern von den Ministern Napoleons III. benutzt wird, um die nationale Eitelkeit der Franzosen zu befriedigen und den Versuch einer Demütigung Preußens zu unternehmen. Zunächst hält es Guizot für unmöglich, daß die spanische Thronfolgefrage einen Kriegsgrund oder auch nur einen Kriegsvorwand zu liefern vermöchte. Da seine Zuversicht sich als trügerisch erweist, schreibt er seinem Enkel:

„Ich bin traurig und angewidert. Angewidert durch Regierung und Volk. Eine von Spanien offiziell gewünschte Kandidatur mißfällt uns. Wir lassen dies Preußen, die Beschützerin des Kandidaten, wissen. Darauf zieht der Kandidat seine Kandidatur zurück. Spanien nimmt die Zurückziehung an. Wir begnügen uns damit nicht, sondern fordern von der Schutzmacht, sie solle die Kandidatur für alle Zukunft verbieten, und erst auf dieses unüberlegte Verlangen hin bricht der Schutzherr — „le patron“ — die Verhandlungen ab, läßt es auf den Krieg ankommen!“

Zwar setzt Guizot hinzu:

„Auf den Schuldtteil des Herrn von Bismarck fällt hinterlistige Unaufrichtigkeit“

indes fährt er fort:

„Der Schuldtteil der französischen Regierung besteht in Leichtfertigkeit während des Verlaufes und in unmögiger Arroganz zum Beschluß der Angelegenheit.“

Diese von Guizot am 17. Juli 1870 geschriebenen Sätze sind wertvoll, weil darin das Märchen, Preußen habe Frankreich zum Kriege gereizt, wenn auch nicht vollständig von der Hand gewiesen, so doch wesentlich eingeschränkt wird. Die Sorge um Frankreichs Schicksal lastete schwer auf Guizots Herzen. Noch im Dezember 1873 eröffnete er, 86jährig, eine Jubiläumstagung der „Société des Antiquaires de Normandie“ mit einer Ansprache, in der er ausrief: „Frankreich besitzt die Fähigkeit der Wiedergeburt. Wiegen wir uns jedoch nicht in Illusionen, hegen wir nur Hoffnungen. Illusionen führen die Völker zum Untergang, Hoffnungen retten sie.“

Vergebliche Mahnung! Jetzt, im blutigen Weltkrieg, blüht es Frankreich, daß es sich von Illusionen blenden ließ.

Einige Stunden nur vor seinem Tode sagte Guizot von Frankreich:

„... ein Land, dem schwer zu dienen ist. Es ist unbeständig und seiner selbst nicht sicher!“

Unbeirrt erwarteten Guizots Söhne, Guizots Enkel Frankreichs Heil von einer Wiederherstellung des Königtums. So schloß Cornelis de Witt sich eng dem Grafen von Paris an, in dem sich seit dem Tode des Grafen von Chambord die Thronansprüche beider Linien des Hauses Bourbon vereinigten. Entschluß und Tatkraft, deren er bedurft hätte, um sein Prätendententum zur Erfüllung zu bringen, waren dem Grafen von Paris freilich nicht eigen. Er wollte überzeugen,

nicht erobern, und schrieb 1887 an Cornelis de Witt: man müsse den Wunsch nach der Monarchie fördern durch Hinweis darauf, was sie sein und was sie nicht sein werde. — Ein ebenso unbestimmtes wie kraftloses Programm.

Das überraschende Auftreten des Generals Boulanger auf der politischen Schaubühne erfüllte die Royalisten mit frischer Zuversicht. Als Kriegsminister, an der Spitze des Heeres, verstand er es, seine Person geräuschvoll in Szene zu setzen und sich die Anhänglichkeit des gemeinen Mannes zu erwerben. Cornelis de Witt notiert:

„Bei seinen Besichtigungen hielt er sich am längsten in den Küchen auf, und mochte er die Kasernenstuben oder die Übungsplätze inspizieren, so hatte er die Gabe, in seine Fragen und Bemerkungen viel Wohlwollen und Gutmütigkeit zu legen. Man nannte ihn den Soldatengeneral. . . Er gebot über eine gute Haltung, saß elegant zu Pferd und grüßte mit weitausholender Geste. Man erzählte, er habe ein empfindsameres Herz, als einem verheirateten Manne ziemt; ein Grund mehr zum Erfolg für ihn in gewissen Kreisen.“

Die Salons rissen sich um Boulanger, der an der Tafel der Herzoginnen und Marquisen des Faubourg Saint-Germain offen von der Notwendigkeit einer Staatsumwälzung sprach. Alle Gegner der Republik sammelten sich um ihn. Der Graf von Paris indes wies seinen getreuen de Witt an, jeden Schein der Gemeinsamkeit mit dem ehrgeizigen General zu vermeiden und lieber eine erhöhte Propaganda durch — öffentliche Vorträge einzurichten.

Man weiß, wie kläglich der Boulangismus endete. Als die Stunde seines Triumphes gekommen zu sein schien, eine ansehnliche Zahl von Wählern sich für ihn entschieden hatte, ließ Boulanger seine Anhänger im Stich. Cornelis de Witt schreibt:

„An allen Ecken bildeten sich Banden, um dem neuen Volksvertreter zuzuhelfen, der sein Hauptquartier im Café Durand, am Madeleine-Platz, aufgeschlagen hatte. In die Vivats der vorüberziehenden Wähler mischte sich der Ruf: Nach dem Elysée! Alle Polizeitruppen, die Schutzleute und die Republikanische Garde, waren entschlossen, sich dem General anzuschließen. Die Minister hatten vorsichtshalber ihre Koffer gepackt . . . Man wartete nur auf ein Signal zum Triumphzuge . . .“

Das Signal ward nicht gegeben:

„Während die Menge aufgeregte und ungeduldig die Boulevards auf und nieder zog, hatte der Sieger des Tages sein Komitee, seine Wähler, seine Leibwache im Stich gelassen, um durch eine Hintertür zu entweichen und zu seiner Geliebten zu eilen. Am nächsten Morgen war die Ernüchterung allgemein, die Gelegenheit verpaßt und der Zauber verflogen.“

Mit einer melancholischen Betrachtung brechen die Erinnerungen von Cornelis de Witt ab:

„Nun sind, wie ihr verehrungswürdiger Führer, der Graf von Paris, alle Apostel der von ihm erstrebten demokratischen, modernen Monarchie tot, — tot auch, auf den Schlachtfeldern des Weltkrieges gefallen, die Jungen, die unsere Hoffnung waren und unsere Freude.“

Und Cornelis de Witt hat den Mut, es auszusprechen, daß der Ruhmeslorbeer, der sich im Weltkriege um die Fahnen Frankreichs gerankt hat, groß genug ist, — so groß, daß man sie nur noch mit Friedenskränzen umwinden sollte.

Dr. Willy Berthold:

Zur Behandlung der Nichtwählerstimmen.

Bei allen Verhandlungen über das allgemeine und gleiche Wahlrecht wird viel nach Mitteln gesucht, um alle Wähler zur Urne zu bringen. Man glaubt dadurch die Herrschaft einer einzigen Partei verhindern zu können. Auch die Wahlrechtskommission des preussischen Abgeordnetenhauses hat sich eingehend mit der Frage befaßt und sich trotz gegenteiliger Stellungnahme der Regierung grundsätzlich zur Wahlpflicht bekannt. Mir erscheint diese nicht geeignet, den beabsichtigten Zweck zu erfüllen. Für unannehmbar erachte ich ferner einen Vorschlag von Karl Kellermann in der Zeitschrift „Das neue Deutschland“; nämlich die Stimmen aller derjenigen, welche sich nicht veranlaßt sehen, zur Wahlurne zu schreiten, ohne weiteres den Konservativen zuzuzählen, da das Abseitsstehen doch beweise, daß sie mit den bestehenden Verhältnissen zufrieden sind und deren Erhaltung wünschen. Kellermann meint, eine solche Maßregel werde ein starker Erwecker einer moralischen Wahlpflicht sein, freilich auch den Wahlkampf ungemein steigern. Obwohl ihm in gewissem Umfange beizupflichten ist, ist doch die einseitige Begünstigung einer einzigen Partei durch das Gesetz verfehlt. Meines Erachtens müssen bei jedem Lösungsversuch die zweifellos erheblichen Erfahrungen unserer Regierungen und der ihnen unterstellten Behörden ohne unmittelbare Beeinflussung des Wählers den Wahlen dienstbar gemacht werden, in deren Ergebnissen sie jetzt nicht im geringsten zum Ausdruck kommen.

Erfolgversprechend erscheint mir darum folgender Gedanke: Von Gesetzes wegen die Verfügung über die Nichtwählerstimmen der Regierung zu übertragen, damit diese sie zugunsten der einen oder anderen Partei bzw. deren Kandidaten in die Wagschale werfen kann.

Dieser Vorschlag, den ich in einem Eingefandt an „Das neue Deutschland“ in Heft 13 vom 1. April 1918 unter der Überschrift „Statt Wahlpflicht, Verfügung der Regierung über die Nichtwählerstimmen“ kurz erörtert habe, unterscheidet sich wesentlich von den beiden anderen, die Pfarrer Hans Müller in Heft 17 vom 1. Juni 1918 des „Neuen Deutschland“ und ein Prof. Dr. Sch. in Nr. 14 des 77. Jahrg. der „Grenzboten“ vom 5. April 1918 unter der Spitzmarke „Parteilose Wählerstimmen“ gemacht haben. Sie, zumal Sch. empfehlen, der Bundesrat müsse für je 100 000 Nichtwähler einen Abgeordneten bestimmen, ohne dabei an irgend eine Person oder Partei gebunden zu sein. Ich würde eine solche Maßnahme nicht für glücklich erachten, weil der Reichstag ein reines Wahlparlament ist und weil bei der Ernennung dieser Abgeordneten die Wähler gänzlich

lich ausgekalltet würden. Außerdem würde dann die Zahl der Reichstagsmitglieder ständigen Schwankungen ausgesetzt sein. Würden z. B. das eine Mal von 14 $\frac{1}{2}$ Millionen Wahlberechtigten 14 Millionen wählen, so wären bloß fünf Abgeordnete zu ernennen; wenn aber nur 4 $\frac{1}{2}$ Millionen zur Urne schritten, 105. Ein Parlament mit zufällig wechselnder Mitgliederzahl ist jedoch ein Unding.

Durch meinen Vorschlag würde allerdings die Macht der jeweiligen Regierung gewaltig erhöht, und zwar je mehr, je stärker die Partei der sog. Nichtwähler ist. Bei den letzten Reichstagswahlen im Jahre 1912 wurden im ganzen Reiche rund 14 442 000 Wahlberechtigte gezählt. Von diesen übten trotz lebhafter Agitation 2 235 000 ihr Wahlrecht nicht aus, 12 207 000, also 84 Prozent, gaben ihren Zettel ab. Die größeren Parteien vereinigten davon auf sich folgende Stimmenzahlen: Sozialdemokraten 4 250 000, das Zentrum 1 991 000, die Rechtsstehenden (Konservative, Reichspartei, Wirtschaftliche Vereinigung usw.) 1 933 000, die Nationalliberalen 1 723 000, die Fortschrittliche Volkspartei 1 506 000.

In der Praxis sind drei Anwendungsmöglichkeiten meines Vorschlages denkbar.

1. Bei der Verteilung der Parlamentssitze nach dem Verhältnisse der im ganzen Reiche auf die einzelnen Parteien abgegebenen Stimmen müßte die Zuwachserklärung an eine einzige Partei erfolgen und diese würde den ganzen Nutzen davontragen. Hätte demnach die deutsche Reichsregierung 1912 den Anschluß der 2 235 000 Nichtwählerstimmen an die Konservativen oder Nationalliberalen erklärt, so würden bei Auswertung der 397 Mandate in dem einen Falle den Konservativen 4 168 000 und in dem anderen den Nationalliberalen 3 957 000 Stimmen zugute kommen. Voraussetzung für diese Art der Regelung ist aber einmal, daß unsere politischen Parteien auch staatsrechtlich ihre Anerkennung fänden; denn bisher genießen sie diese nur in der Form von „Fraktionen“ in den Geschäftsordnungen unserer Parlamente. Ferner müßten die Mitglieder der Regierung geschlossen einer einzigen Partei angehören. Das ist jedoch bisher weder bei den Beamtenministerien der Fall gewesen, noch wird es je bei einer deutschen Parlamentsregierung eintreten. Es würde sonst bei der Wahl die Entscheidung für die eine oder die andere Partei die schwierigsten Kämpfe im Schoße des Ministeriums hervorrufen, es wahrscheinlich gänzlich spalten und ein gedeihliches Zusammenarbeiten verhindern.

2. Darum dürfte bei uns — abgesehen von anderen Gründen — die Regelung mehr in dem Sinne angebracht sein, daß die Zuzählung in jedem einzelnen Wahlkreise erfolgt. Die Erklärung der Regierung könnte nun entweder vor der Hauptwahl, oder erst vor der Stichwahl abgegeben werden.

Außert sich die Regierung schon vor der Hauptwahl, so würde ihre Erklärung sich stets dann als belanglos herausstellen, wenn mehr als die Hälfte

der Wahlberechtigten sich für einen anderen Kandidaten ausspricht. Z. B. im 1. Wahlkreise haben vier Parteien die Kandidaten A, B, C und D aufgestellt. Von den 60 000 Wahlberechtigten haben 31 000 den A gewählt und je 8000 den B, C und D; 5000 haben sich der Stimme enthalten. Diese 5000 würden weder dem B, C oder D zum Siege verholfen haben; denn A ist von mehr als der Hälfte aller Wahlberechtigten gewählt worden. Hätte A jedoch nur 26 000 erhalten — demnach 10 000 Nichtwähler — so wäre er nach den jetzt geltenden Bestimmungen mit absoluter Mehrheit der Wähler ebenfalls Abgeordneter geworden. Würde sich bei Bestehen der Regierungsverfügung die Regierung vor der Hauptwahl für B erklären können, so würden diesem die 10 000 Nichtwählerstimmen zufallen und er käme dann mit A in die Stichwahl. Wäre A von der Regierung geführt worden, so wäre er natürlich der Sieger geblieben, und zwar bereits in der Hauptwahl. Die Folge dieser Maßnahme würde es sein, daß ein Kandidat im ersten Wahlgange nur gewählt wäre, wenn er einschließlich der Zuwachsstimmen mehr als die Hälfte der Stimmen aller Wahlberechtigten auf sich vereinigt hätte, und nicht bloß mehr als die Hälfte der abgegebenen Wahlstimmen, was jetzt überall der Fall ist. Hat sich die absolute Mehrheit der Wahlberechtigten nicht für einen bestimmten Kandidaten ausgesprochen, so muß unter allen Umständen eine Stichwahl stattfinden. Die Erklärung würde dann auch für diese Wahl gelten.

3. Um den Wählern aber möglichst lange ausgiebige Freiheit zu lassen und sie vor der Hauptwahl so wenig wie angängig zu beeinflussen, würde es am zweckmäßigsten sein, die Zuwachserklärung erst nach der Hauptwahl und vor der Stichwahl zu verlautbaren, und zwar hätte sie lediglich auf den einen der beiden Kandidaten zu entfallen, welche die meisten Stimmen der Wählenden erhalten haben. Dabei darf der Erklärung jedoch nicht ohne weiteres die Wirkung innewohnen, daß der geführte Kandidat gewählt ist, wenn die auf ihn gefallenen Stimmen plus die der Nichtwähler die absolute Majorität der Wahlberechtigten ausmachen würden, sondern es muß unweigerlich noch einmal gewählt werden. Z. B. im 2. Wahlkreise sind 60 000 aktiv wahlberechtigt. Bei der Hauptwahl erhalten die Kandidaten E 20 000, F 12 000, G 10 000, H 7000 Stimmen, 11 000 wählen nicht. Würden diese 11 000 Stimmen dem E anzuwachsen haben, so hätte er 31 000 Stimmen, also über die Hälfte der Wahlberechtigten. Da aber der Stimmenzuwachs erst für die Stichwahl zu gelten hat, wird E in dieser nur gewählt sein, wenn es ihm gelingt, mit den von Amtswegen zugesügten Stimmen über 50 Proz. der Wahlberechtigten, mindestens 30 001 wieder zu erreichen.

Sieht man sich in den bestehenden Wahlgesetzen nach ähnlichen Einrichtungen — wie hier angeführt — um, so wird man vergebens suchen. Nahe kommt dabei die vor der Sklarenbefreiung in den Vereinigten Staaten von Nordamerika geltende Bestimmung, wonach für die Präsidentschafts- und Kongress-

wahlen die Stimmen der Neger in den Sklavenstaaten denjenigen der Weißen kraft Gesetzes zugezählt wurden, obwohl jene überhaupt kein Wahlrecht hatten. Man könnte hier auch mit einem gewissen Rechte die für die Listenwahlen nach der Reichsversicherungsordnung, dem Kaufmanns- und Gewerbegerichtsgesetz maßgebenden Rechtsätze heranziehen. Ist für diese Wahlen nur eine ordnungsgemäße Liste eingereicht worden, so wird von Gesetzes wegen angenommen, daß alle Wahlberechtigten mit den Vorschlägen einverstanden sind, und eine eigentliche Wahl hat nicht mehr stattzufinden.

Eine allgemeine Begründung liegt ferner in der Erwägung, die in dem Rechtsätze „qui tacet, consentire videtur“ „wer sich nicht rührt, sagt scheinbar Ja“ zum Ausdruck kommt. Ein großer Teil der Nichtwähler macht oft lediglich deshalb von seinem Rechte keinen Gebrauch, weil die Regierung doch mache, was sie wolle. Wer so denkt, darf sich nicht darüber beschweren, wenn die Regierung dann das Wahlrecht für ihn ausübt und vielleicht gerade darum tun und lassen kann, was sie will.

Obwohl man bei uns, zumal in den schaffenden Ständen der Regierung oft nicht ganz ohne Grund ein gewisses Mißtrauen entgegenbringt, so findet doch die Tatsache, daß die Verfügungsgewalt gerade in die Hände der Regierung gelegt werden soll, in dem Umstande ihre natürliche Erklärung, daß im Schoße jeder ordentlichen Regierung sich im Laufe der Jahre durch die ständige Praxis Erfahrungen hinsichtlich der Staatsnotwendigkeiten ansammeln, über welche die Parteien als solche kaum verfügen, und die auch der Durchschnittswähler nicht besitzt. Ihre Verfügung wird zumeist den gemäßigten Parteien zugute kommen, die bereit sind, das Bestehende gegen die radikalen Stürmer und Dränger, die zunächst immer in der Opposition sind, zu verteidigen oder für maßvolle Fortschritte einzutreten. Zwar befindet sich unser gesamtes wirtschaftliches und politisches Leben im beständigen Flusse und ständiger Erneuerung, doch geht das alles langsam von statten und muß vor Überstürzung und Übereilung bewahrt bleiben. Darum sind in unserem Staatsrechte und auch in dem der meisten fremden Staaten alle Verfassungsänderungen an besonders erschwerte Bedingungen geknüpft, wie qualifizierte Mehrheiten, einheitliche Beschlussfassung mehrerer nacheinander gewählter Parlamente usw. Auch im gewöhnlichen Privatrechte zeigt sich das. In der Generalversammlung einer Aktiengesellschaft oder Genossenschaft bedarf es für grundlegende Erneuerungen erhöhter Majoritäten, ebenso in jeder Vereinsversammlung, und zwar muß diese Mehrheit oft nicht bloß eine solche unter den in der betreffenden Versammlung Erschienenen, sondern von allen der Gesellschaft oder dem Vereine angehörenden Mitgliedern sein. Wer also nicht erscheint, von dem wird angenommen, daß er ein Gegner der geplanten Erneuerung sei. Diese Beispiele würden sich beliebig vermehren lassen. Sie alle sind Ausflüsse des oben angeführten Gedankens. Ebenso gehört hierher die in manchen Verfassungen enthaltene Bestimmung, daß falls der Haushaltsplan für

das kommende Jahr noch nicht genehmigt worden ist, einfach der Etat des vergangenen Jahres für das neue Jahr seine Kraft weiterbehalten solle.

Die Frage, ob die Ausübung des Verfügungsrechtes den Zentral- oder Lokalbehörden zu übertragen sei, möchte ich im ersteren Sinne beantworten. Denn nur die Zentralbehörden haben einen eingehenden Überblick über das gesamte Gebiet der Politik. Eine Unterfrage könnte dahin lauten, ob bei den Reichstagswahlen eine Reichsbehörde, etwa der Reichskanzler oder der Bundesrat, entscheiden solle, oder die Regierungen der Bundesstaaten für ihre Wahlfreie. Im Interesse der Gleichförmigkeit und des Reichsgedankens möchte ich dem Reichskanzler den Vorzug einräumen. In Preußen könnte bei den Landtagswahlen das Ministerium oder die Oberpräsidenten für ihre Provinzen damit betraut werden.

Wenn ein Vorteil der angeregten Maßnahme darin bestehen wird, daß es jeder Regierung mit Hilfe der Nichtwähler gelingen kann, bei den Wahlen eine sichere Mehrheit zu erreichen, und dadurch Schwankungen in der inneren und vielleicht auch äußeren Politik zu vermeiden, so wird auf der Rehrseite der Nachteil stehen, daß neue durchgreifende Gedanken sich schwerer als bisher Bahn brechen können, und daß junge Oppositionsparteien viel mehr Schwierigkeiten zu überwinden haben werden, um sich politisch und im Parlamente durchzusetzen. Doch ist zu bedenken, daß die Nichtwählerstimmen abnehmen werden, je mehr — wie das dringend zu wünschen ist — das Interesse an unserem staatlichen und Volksleben wächst. In weit stärkerem Umfange als früher werden alle diejenigen, welche sich eine politische Überzeugung gebildet haben, zur Urne schreiten und von ihrem Stimmzettel als politischer Waffe Gebrauch machen. Das zu erstrebende Ziel und Ideal ist die restlose Beteiligung aller Staatsbürger am Staatsleben, so daß es Nichtwähler überhaupt nicht mehr gibt. So kann und soll die Zuwachserklärung anspornend wirken; sie wird sicher bessere Erfolge zeitigen, als eine Wahlpflicht, die, wie der preußische Minister des Inneren hervorgehoben hat, immer schematisch wirken wird. Das etwaige Bedenken, es würden dann von oben herunter gerade die Nichtwähler begünstigt werden und die Nichtbeteiligung an den Wahlen gefördert, fällt in sich zusammen, da ja die Zuwachserklärung erst nach der Hauptwahl erfolgen soll, und zwar auch nur zugunsten des einen der beiden Stichwahlkandidaten. Es muß demnach jede Partei mit allen zulässigen Mitteln versuchen, ihren Kandidaten in diese Rolle zu bringen.

Walter Wolff: Kriegsgedichte.

Zahllos wie Sand am Meer sind die im Kriege entstandenen und durch den Krieg geborenen Gedichte.

Dabei muß man unterscheiden zwischen denen, die am Schreibtische verfaßt wurden, und solchen, die draußen im Felde aus den tausend Eindrücken des Krieges heraus wuchsen. Letztere sind unstreitig die wertvolleren, wenn sie auch oft an Formenschönheit und Gewandtheit des Ausdruckes hinter den anderen zurückstehen mögen.

* * *

Unfaßbar ist der Krieg. Zwischen Szenen des grausigsten Schreckens, dessen Entsetzlichkeit in den stieren Augen Heimgekehrter zu Anfang des Krieges zu lesen war, zwischen diese nie zu vergessenden Bilder unendlichen Höllenwahnsinns flieht er Ausschnitte rührendster Traulichkeit und weltentrückter Schönheit.

Wer nur irgendwie, unter den Schlacken des grauen Arbeitslebens mit seiner abstumpfenden Gleichförmigkeit, sich ein Empfindenkönnen bewahrt hat, zu dem dringt tief ins Herz die Seltsamkeit dieser allumfassenden, in sich von tausend unentwirrbaren Widersprüchen strotzenden Gesamtheit, die alle Geschehnisse der Welt hinter sich läßt und für die es doch kein Wort gibt als das farblose, zeitlose „Krieg“.

So stammelt denn die Seele des Einfachen, der von Gedichten nichts weiß, als daß sie sich reimen, sucht das Erlebte erarbeitend zu erfassen, ringt in seiner Unbeholfenheit mit dem Ausdruck und betrachtet mit fast ehrfürchtigem Staunen das eigene, schließlich so entstandene „Gedicht“. Ist es doch für ihn als Ergebnis seines ihn innerlich tief erregenden Erlebens auch dessen augenfällige Verkörperung. Und daß es dem Unbeteiligten nichts sagt, oft sogar sein Lächeln erweckt, weil es in der Unbeholfenheit des Stimmungsvollseinwollens grotesk, komisch wirkt — das kann er nicht verstehen.

* * *

Im Osten, wo hunderte von Soldatengedichten durch meine Hände gingen, ist es vor allem die große Stille, die auf die Soldaten erschütternd wirkt. Endlose Weiten, unbelebte Felder, schweigende Sümpfe, stumme Wälder; sternensklare, lautlose Nächte, in denen unhörbar Leuchtkugeln steigen und fallen, Signale aufleuchten, Scheinwerfer tastend kommen und gehen — dies große, im Kriege, von dem sie nur Blut und Stürmen und Hurra und Grausen erwartet hatten, für sie so befremdende Schweigen in der Natur packt und ergreift sie.

* * *

Ein sehr großer Teil, wohl über die Hälfte aller Gedichte aus dem Osten, zumal aus Wolhynien und vom Bug, haben sich „auf Posten“ aus übervollem Herzen herauskristallisiert. Und seltsam: Diese Gedichte, die sicherlich nicht nachempfunden, sondern unabhängig von einander immer wieder neu gefühlt sind, gleichen sich fast auf ein Haar. Schon in den Reimen.

Wacht und Nacht, Posten und Osten geben zumeist die ersten vier Zeilen, in denen der Verfasser verständlich zu machen sucht, wo und wie er sich befindet. Dann folgen meistens Heimatgedanken: wieder Nacht oder Wacht, diesmal in Verbindung mit (Euer oder der Lieben) gedacht; die Sterne legen den Reim Ferne (wohin die Gedanken schweifen oder wo die Lieben wohnen) nahe — wohingegen die Sternennacht ein dem schlichten Manne zu gekünstelter Ausdruck zu sein scheint, denn die Gedichte, die ihn aufweisen, zeugen schon der Schrift nach von höherer Bildung des Verfassers. Den Lieben zu Hause gibt das vielseitig verwendbare geblieben den Gleichklang; dem Herz ist der Trennungschmerz nicht fremd; und der Gedanke an das zurzeit unerreichbare Glück sehnt ein zurück herbei.

Flach wie die Reime sind auch die Worte. Aber nicht darauf kommt es an, wie sie es sagen, sondern was sie sagen; mehr zwischen als auf den Zeilen muß man lesen, wieviel Liebe, Sehnsucht, unbewusste Empfänglichkeit für die äußeren Eindrücke in diesen Gedichten steckt.

Und dann, als schämten sich die Verfasser ihrer Weichheit, bricht die „Stimmung“ plötzlich ab und ein nichtsagender, „soldatisch“ sein sollender Vers beschließt das Gedicht: Krieg und Sieg, Sturm- oder Kugelgebraus und (wir halten) aus, Gut und Blut, blut- oder Morgenrot und Tod (tot) — nichts als Erinnerungen an Soldatenlieder.

Man könnte ein Einheitsgedicht aufstellen, von dem sie alle nur Variationen sind.

* * *

Ganz gleich, ob es sich nun um bewußtes Empfinden oder unbewußtes Fühlen und Ahnen handelt — in beiden Fällen ist der Abstand vom Ausdrucksvermögen noch sinnfälliger, wenn der einfache Mann (und nicht bloß dieser!) sich hinsetzt, um in ungebundener Form zu schreiben. Hier fehlt ihm der Rückhalt am Reim, der immerhin einen gewissen Zwang ausübt, obschon vom Versmaß die wenigsten etwas wissen. Manch' einer verliert sich in Einzelheiten, unter denen das eigentliche Geschehen verschwindet — ja, er vergißt sogar, die Hauptsache zu erzählen (auch das kommt tatsächlich vor), um derentwillen er die Feder ergriffen hatte.

Noch gefährlicher als die Schilderung des eigenen Erlebnisses ist die Klippe des Stimmungsbildes. Den meisten fehlt das Gefühl dafür, worin das Wesentliche einer Landschaft oder das Charakteristische unter den in einer stillen Stunde auf den Menschen wirkenden Eindrücken liegt. Sie fühlen nur, daß irgend etwas

eine Saite in ihrem Innern angeschlagen hat, die nun schwingt, und wissen doch nicht, diese innere Musik in Töne umzusetzen.

* * *

Die schlimmsten Gedichte aber sind die sogenannten humoristischen, von denen wir die eine Gattung, die afterpatriotische, die Kadau der Vaterlandsiebe gleichachtet, schon aus Eisenbahnaufschriften zur Genüge kennen gelernt haben (Damit will ich durchaus nicht über manch' einen markigen oder spöttischen wohlgelungenen Vers unter ihnen den Stab brechen!).

Eine andere Gattung, die lustige Erlebnisse schildern will, geht meist von einer falschen Voraussetzung aus, daß nämlich eine Situationskomik einem witzigen Gedanken gleich verwertet werden könne: Es wirkt sicherlich spaßhaft, wenn ein Vorgesetzter über seinen Säbel stolpert und — plaus! — auf der Nase liegt; aber deswegen ist das noch lange kein Stoff für ein vierzigzeiliges Gedicht!

Die scherzhaft sein sollenden Gedichte und Geschichten aus dem Osten leiden zudem — ich bitte, dies nicht etwa selbst als Scherz aufzufassen! — unter der Käuseplage. Es herrscht nämlich, wie es scheint, tatsächlich die weitverbreitete Ansicht, ein Gedicht würde dadurch zu einem komischen gestempelt, daß eine Kaue darin vorkommt. Als einmal an die Leiter einer Soldatenzeitung im Osten die Bitte erging, Humoristisches einzusenden, da war, wie ich, dem die Prüfung der Eingänge oblag, zu meinem Schrecken feststellen mußte, der größere Teil der Einsendungen völlig verlaust. Hier wurde anschaulich geschildert, wie sich in dem baufälligen Panzehaus vom schaffellumgürteten Urgroßvater bis zum zarten Kindlein in der Wiegen männiglich mit einer Hingabe, die besserer Aufgaben würdig wäre, der Käusejagd befleißigte; — da zog sich die Kaue, einem roten Faden vergleichbar, durch die ganze Erzählung, tauchte immer und immer wieder und an den ungeahntesten Stellen auf (was ja allerdings von trefflicher Beobachtungsgabe der Verfasser zeugt, aber doch schließlich eher betäubend als erheiternd wirkt); — dort wieder rankte sie sich lieblich um den Bericht, war ihm Rahmen und gab ihm Farbe; — wieder bei anderen kroch sie dem Verfasser heimtückisch über den Hals, verdarb ihm zum Schlusse damit das schönste Stimmungsbild, Träumerei und Heimatgedanken — irgendwann und irgendwo und irgendwie aber kam unfehlbar die Kaue zum Vorschein.

* * *

So ist die Spreu beschaffen, von der — im Gegensatz zu den Weizenkörnern, die ein jeder kennt — die wenigsten etwas wissen.

Und es ist eigentlich schade, daß all' diese Gedichte in den Papierkörben der Zeitungen enden — enden müssen. Sind sie auch zur Veröffentlichung ungeeignet, so würden sie doch, gesammelt und gesichtet, einen interessanten Einblick in das Seelenleben gerade des einfachen Feldsoldaten gewähren.

Erich Hoogestraat: Marcia funebre.

1803. Altväterlich ausgestattetes Zimmer eines Gartenhauses in einem Orte nahe Wien. Sommerliche Mondnacht. Breite, weiße Mondlichtstreifen mischen sich in den rötlichen Schein einer Studierlampe. Vor einem mit Notenblättern unordentlich übersäten Schreibtische marschiert erregten Schrittes, murmelnd und brummend, der poekennarbige, wirrhaarige, unwirsch dreinsiehende Komponist auf und nieder: Ludwig van Beethoven. Er scheint damit beschäftigt, unliebsame Ideen zu verwerfen, was ihm nicht gelingen will. — Im Halbdunkel des Zimmers entsteht inmitten Nebelwolken eine Gestalt, die er mit der ganzen Willenskraft zur Gegenschöpfung in Bann zu halten sucht; er kann aber nicht verhindern, daß sie deutlichere Formen annimmt. Es ist die Gestalt Bonapartes, dem er seine dritte Symphonie gewidmet hat, die später den Namen „Eroica“ tragen wird, und an deren zweitem Teile er soeben arbeitet. Ungewiß bleibt, ob er die Gestalt Bonapartes sieht, wie wir gewohnt sind, sie uns vorzustellen; sie ist aber mit großer Deutlichkeit vorhanden und sagt, auf noch tintenfeuchte Notenblätter weisend, in herrischem Tone:

Vernichten Sie diese Papiere.

Beethoven: Niemals. Was sie enthalten, mußte ins Leben treten. So will es die Menschlichkeit.

Bonaparte: Ich werde Ihr Werk nicht anerkennen.

Beethoven: Auch um diesen Preis: nein. Ihre äußeren Tugenden nehmen den ersten Teil ein. Nun soll der Mensch daran. Ich fordere den Einblick in Ihre Seele, General — (bitter:) Oder muß ich Sie Konsul nennen?

Bonaparte (undurchdringlich): Was tut der Titel? Nennen Sie mich in Tönen, wie Sie begonnen haben, es zu tun. Ihre Abweichungen verwerfe ich.

Beethoven: Aus Empfinden und Erwägung formte sich Reue, die besiegt wurde. Sie haben keinen Einspruch erhoben. Nun soll Trauer als indirekter Weg uns Einblick verschaffen in seelische Größe, die herb verschlossen liegt. Deshalb der Trauermarsch.

Bonaparte (hart): Sie wollen mich töten; ich scheine Ihnen zu groß.

Beethoven: Ich fürchte Ihre Größe nicht, aber ich will sie mit menschlichen Maßen messen.

Bonaparte: Das Genie überragt das Menschliche.

Beethoven: Nein, es ist geläutertes, höchstes Menschentum.

Bonaparte: Sie sind mein Gegner.

Beethoven: Nie war ich es. Ich habe Sie in mich aufgenommen und suche den spröden Teil Ihres Wesens zu durchdringen. Lassen Sie mich Ausbeute halten.

Ich fiebere danach. Eine würdige Form verbürgt Ihnen meine Größe neben der Ihrigen.

Bonaparte: Wer sagt Ihnen, daß Sie finden werden, was Sie suchen?

Beethoven: Meine Hoffnung. Dort muß Größe sein, wo ich gewillt bin, sie zu vermuten.

Bonaparte: Nochmals: Zerreißen Sie die Anfänge Ihres Trauermarsches. Fügen Sie das Thema einem anderen Werke ein. Schikaneder proponierte Ihnen einen Alexander, ihn dürfen Sie betrauern. Ich verlange Bewunderung. Noch lebe ich: Sie werden mich nicht zu Boden schmettern.

Beethoven (verzweifelt, aufstampfend): Geben Sie mir, was ich haben muß!

Bonaparte: Werden Sie klar und hart wie ich. Suchen Sie nicht zu schwelgen, sondern zu herrschen nach Heldenart. Sie haben mich aufgenommen in Ihr Wesen, dort will ich Sie erhöhen.

Beethoven: Das Besonnene in Ihnen will mich ersticken. Offenbaren Sie sich in mir: Ich will Ihnen eine beredte Sprache leihen.

Bonaparte: Meine Taten bedürfen keines sprachlichen Ausdruckes, dort aber verschmähe ich den Ihrigen, wo ich zu schweigen gesonnen bin. Mit mir sollen Sie schweigen, wo Zwang für uns beide zum Schweigen besteht.

Beethoven: So soll mein Werk unvollendet bleiben, weil Sie mir den Weg zur Wurzel verschließen! Niemals. Ich bin gewillt, einen ganzen Menschen zu schildern. Ich werde es tun.

(Klänge aus dem Maggiore des Trauermarsches werden hörbar.)

Bonaparte: Ich werde unbezungen in Ihnen bleiben. Sie dürfen mich abstoßen, aber nicht vergewaltigen. Nähern Sie sich mir, wenn Sie Ihr Werk zu vollenden wünschen: Ich werde nicht zu Ihnen hinabsteigen.

(Seine Gestalt scheint zu schwanken, Nebel beginnen an ihr vorüberzuziehen.)

Beethoven (schmerzlich): Ist nicht das, was uns treibt und spornt, das Edelste in uns? Großer Mann, der Du auf mich wirkst, welchen Grund hast Du, Dich zu verbergen?

(Er tastet fiebernd nach leeren Notenblättern, der Eingang des dritten Teiles des Trauermarsches, das Minore, beginnt sich zu formen. Geigen wimmern, Oboen klagen.)

Bonaparte (wieder deutlicher werdend): Zum letzten Male: Mit mir! Oder ich verlasse Dich!

(Die Musik schwillt an, ballt sich und nimmt erdrückende Formen des Schmerzes an.)

Beethoven: Ich will Offenbarung! Hier ist mein Reich: Gehorche!

(Wild brausende Klänge eines unsichtbaren Orchesters jagen einander. Das Trauerthema taucht auf.)

Von a p a r t e (in Nebel gehüllt, von ferne): Du rieffst einen anderen, gehe mit ihm! (Die Nebel schließen sich über ihm, schwanken und verblässen.)

Hörner- und Trompetenklang von furchtbarer Gewalt. Geigen und Violoncelli schreien auf. Chaos von Schmerz- und Siegestönen: die Erkenntnis des Schrecklichen kämpft mit der überragenden Größe eigenen Kraftbewußtseins. Langer, unentschiedener Kampf. Allmählich nimmt die Musik an Gewalt ab, wird leiser und leiser, bis sie wie in weiter Ferne verklingt.

Beethoven sitzt mit geschlossenen Augen, in sich zusammengesunken, im Sessel vor dem Schreibtisch, seine Züge drücken Ermattung aus. Frisch beschriebene Notenblätter liegen vor ihm.

Der Mondschein ist verblaßt, die Lampe herabgebrannt.

Der Morgen naht. Eine zarte Röte steigt heraus.

Dr. Ernst Barthel: Goethes Farbenlehre.

Während eines seit 1910 experimentell gepflogenen Studiums der Farbe drängte sich mir immer unabweisbar eine grundsätzliche Schwierigkeit auf, die ich, da sie auch andere anzuregen geeignet sein dürfte, hierdurch mitteilen möchte.

Das Spektrum enthält grün, aber nicht purpur. Nun sind grün und purpur Komplementärfarben und als solche ein gleichberechtigtes Paar wie etwa gelb und blau. Man muß also vernünftigerweise annehmen, entweder daß sie beide einfache Farben oder beide Mischfarben sind. Diese Annahmen sind aber unter Zugrundelegung der Newtonischen Zersplitterungstheorie des Lichtes beide unmöglich. Denn wenn grün wie purpur eine Mischfarbe wäre, so müßte es nach der Theorie durch das Prisma in seine Komponenten zerlegt werden. Und wenn purpur wie grün eine einfache Farbe wäre, so müßte es nach der Theorie im Spektrum vorkommen.

Aus dieser Zwickmühle gibt es keinen Ausweg. Es ist nun historisch bekannt, daß Goethe besonders durch das im Jahre 1810 erschienene Buch „Entwurf einer Farbenlehre“ gegen die Newtonische Theorie der Farbe aufgetreten ist. Es ist ebenso bekannt, daß Goethes Versuch bis jetzt fast völlig wirkungslos geblieben ist. Es ist aber nicht bekannt, daß in dem sehr verschiedenartigen Material der Goetheschen Untersuchungen einige Paragraphen versteckt sind, die bezüglich der oben aufgeworfenen Frage die einzig mögliche physikalische Lösung angeben und, obwohl man sie niemals genügend gewürdigt hat, den sachlichen Angelpunkt der Goetheschen Theorie ausmachen.

Aus diesem Grunde möchte ich die Erlaubnis erbitten zu zeigen, was Goethe vom physikalischen Standpunkt Neues lehrt, wobei sein Verhältnis zur exakten Berechnung in keiner Weise von Belang ist. Goethe sagt: Das Spektrum, welches von Newton zur Begründung einer Theorie der Farbe benutzt wurde, ist ein zusammengesetztes Phänomen, das sich aus einem einfacheren Urphänomen experimentell ableiten läßt. Dieses Urphänomen ist die bekannte Erscheinung, daß eine feine Trübung vor dunklem Hintergrund die Farben von dunkelviolet bis grasgrün, eine feine Trübung vor hellem Hintergrund dagegen die Farben von gelb bis purpur erzeugt. Die Farbe ist also nach Goethe nicht ein Bestandteil des Lichtes, sondern eine Verschmelzungserscheinung zweier farbloser Bestandteile, eines hellen und eines dunkeln.

Die Art und Weise, wie Goethe aus diesem einfachen, empirischen Grundgesetz das Zustandekommen des Spektrums zeigt, ist ein Meisterstück wissenschaftlicher Aktivität. Man möchte wohl recht vielen Lesern den geistigen Genuß wünschen, der darin besteht, Goethes „Beiträge zur Optik“ §§ 38 bis 60 und „Entwurf einer Farbenlehre“ §§ 143 bis 216 auf ihre Stichhaltigkeit zu kontrollieren. Goethe zeigt hier nicht nur in überzeugender Weise, wie jede einzelne Farbe des Spektrums durch das Grundgesetz erzeugt wird, sondern auch, auf welche Weise sie im Spektrum ihre bestimmte Stelle erhält. Nach diesen Versuchen besteht auch nicht der allerleiseste Zweifel, daß das Spektrum in der Tat empirisch aus einer einfacheren Erscheinung abgeleitet werden kann, also nicht, wie Newton annahm, eine Fundamentalererscheinung ist. Für ein weiteres Begreifen der Verteilung der Fraunhoferschen Linien und der Absorptionsspektren eröffnet sich hiermit eine neue Aussicht.

Drehen wir aber die Sache um, das heißt, machen wir das Spektrum zur Grundlage der Chromatik, so ist es sehr schwierig, etwa die blaue Farbe des Himmels oder die purpurne Farbe der bei staubiger Luft untergehenden Sonne zu erklären. Die in den Lehrbüchern angedeutete Begründung dieser Phänomene durch Beugungserscheinungen sind objektiv unverständlich. Denn jedes Beugungsgitter zeigt auch den jeweiligen Komplementärbestandteil einer durch es gebildeten Farbe. Wohin sollte aber beim blauen Himmel der gelbe Restbestandteil gekommen sein?

Doch zurück zur Zwickmühle. Auch ihre Schwierigkeit wird durch Goethes Farbenlehre beseitigt. Denn in Wirklichkeit gibt es nicht nur ein Spektrum, dessen Mitte grün ist, sondern zwei Spektren, deren Mitten purpur bzw. grün sind (Goethe, „Beiträge zur Optik“ § 59; „Entwurf einer Farbenlehre“, 245.) Ich habe wenig wissenschaftliche Überraschungen erlebt, die sich mit derjenigen vergleichen lassen, als ich zum ersten Mal das Purpurspektrum mit eigenen Augen sah. Seine Enden sind nicht rot und violett wie beim Grünspektrum, sondern bläulich und gelb.

Goethe nennt auf Grund seiner Experimente grün und purpur Mischfarben. Immerhin dürfte jedoch auch der phänomenologische Standpunkt beachtenswert sein, welcher alle Farben des geschlossenen Farbkreises als gleichartige Größen betrachtet. Dies empfiehlt sich besonders, wenn man die Erscheinungen des Nörrenbergischen Apparates mit berücksichtigt.

Dieser Apparat gibt für die Richtigkeit der Goetheschen Theorie einen neuen, schlagenden Beweis. Wer in ihm bei hellem oder dunklem Gesichtsfeld ein Glimmerblättchen beobachtet, erblickt zum Greifen deutlich, daß jede Farbe entweder die Aufhellung des dunkeln oder die Verdunkelung des hellen Gesichtsfeldes bedeutet. Das ist die Grundthese der Goetheschen Farbenlehre, welche von vornherein polare Phänomene feststellt und also die Polarisationserscheinungen des Lichtes auf höchst natürliche Weise zu erklären geeignet ist.

Trotz der später entdeckten Polarisationserscheinungen hielt die öffentliche Optik an dem unpolaren Standpunkte Newtons fest. Zwar trat die Polarität der Phänomene auch auf dieser Grundlage beherrschend hervor, aber der innere Widerspruch, der durch einen ungeeigneten Ausgangspunkt in die Optik kam, blieb fortbestehen. Auch mit der Physiologie hat die Physik vermöge dieses Ausgangspunktes keinerlei Gesetzesverwandtschaft aufzuweisen.

Die Physiologie hat sich niemals auf die Spektraltheorie berufen, sondern von vornherein den fruchtbaren Standpunkt der Komplementärfarben und des geschlossenen Farbkreises vertreten. Auch die modernsten Bemühungen, ein absolutes System der Farben aufzustellen, berühren sich näher mit Goethes als mit Newtons Prinzipien. (Vgl. Zeitschrift für den physikalischen und chemischen Unterricht, Januar 1917 S. 51.)

Deshalb müßte man es als wertvollen Fortschritt betrachten, wenn die öffentliche Physik den Mut fände, die veralteten Grundlagen Newtons endlich mit den modernen und fruchtbaren Gesichtspunkten Goethes zu vertauschen. An dem Inhalt der Physik braucht sich weniger zu ändern, als man fürchtet — nur die Eingangspforte, die zu dem ganzen Bau nicht mehr paßt, ist reformbedürftig. Es handelt sich bei Goethes Farbenlehre nicht um den Gegensatz eines Nichtmathematikers gegen die mathematische Naturwissenschaft, sondern um den Gegensatz genial erkannter Grundwahrheiten gegen eine veraltete Hypothese. Möge die Wissenschaft sich selbst den Gefallen erweisen, Goethes Recht zunächst im eigenen Lande öffentlich anzuerkennen. Dieser Wunsch Schopenhauers muß auch heute wiederholt werden.

Die im Publikum am meisten bekannte These Goethes, daß die Vereinigung aller Farben nicht weiß, sondern grau ergibt, ist an sich weniger wichtig als die soeben genannten Punkte. Da die Farben schwarz und weiß in der Erfahrung immer nur als Stufen des Grauen angesprochen werden können, besteht Goethes Behauptung zweifellos auch hier zu Recht. Andererseits ist dadurch Newtons Versuch,

welcher aus allen Spektralfarben wieder dasselbe Licht erzeugt, welches sie gebildet hatte, nicht ausgeschlossen. Dieser Streitfall zwischen Goethe und Newton hat mehr historische als zukünftige Bedeutung, obwohl man sich der Goetheschen Einsicht, daß jede Farbe in hellem und dunklem Zustande gleich rein existieren kann, nicht verschließen wird. Die Tyrannei des Spektrums wird auch in diesem Falle durch eine der Wirklichkeit besser entsprechende Systematik der Farben ersetzt werden, wodurch eben wieder klar gezeigt wird: G o e t h e h a t r e c h t.

Johann Arany:

Die Festschänder.

Aus dem Ungarischen übersezt von Prof. Friedrich Läm.

Heil'ge Glockenklänge klingen,
Dröhnend in die Weite dringen:
„Eilt geschwind zum Beten!“
Und des kleinen Dörfchens Frommen
Leise schreitend gehen, kommen
In die Kirche beten.

Flammend rot das Pfingstfest gleißte,
Als ob von dem heil'gen Geiste
Erd' und Himmel glühte,
Dieser Tag, dem Erd' und Himmel
Festlich huldigt im Gewimmel,
Wie die Rose blühte.

Welch gräßlich Gezohle? Welch teuflisch Gegell',
Heisere Flüche, Gelächter, so grell,
Daß der Kirche Türme erbeben?
Genüber der Kirche, dem Gotte zum Spotte,
Das Fest entweihend, tobt eine Rote,
Seit gestern dem Trunke ergeben.

„Musst her! Gegeigt, gefiedelt vergnügt!
Ein Dudelsack, ist nichts andres, genügt!“
Wer geht drum? Laufe Du, Kleine!“
Zuschen? Sie bleibe! Nur laß sie in Frieden!
Mir sei ihr geschminftes Gesichtchen beschieden,
Sie walze mit mir, die Feine! —

Und einen Pfeifer man eben gewahrt, —
Scheelängig und dürr, alt, häßlich, behaart.
Sein Dudelsack aufgeschwollen.

Beim Ohre sind Ziegenhörner zu schau'n, —
(Es sind die eigenen Hörnerchen, traum!)
Schon fingert am Sack er, am vollen.

„Herein, Du alter, hebräischer Wicht,
Mein Stock sonst an Deinem Buckel zerbricht!“

Die Pfaffen beten drin, Herren! —

„Was kümmern Dich, Heiden, die Psalmodein?
Das Fest ist ja m e i n, ich kann es entweih'n,
M e i n e m Gott will Flüche ich plärren!“

Schlau Grinsen auf seinem Munde sich spinnt,
Und leise zu dudeln der Alte beginnt,
Die Füße im Tanze sich schwingen.

Sie schneller und toller und dreister sich dreh'n,
Schamloser der Reigen ist an schon zu seh'n,
Bei der Pfeife klapperndem Klingen.

„Wann endet Dein Spiel schon, Du tückischer Schalk?
Nicht blase — schreit einer — den teuflischen Walg!

Auf werd' ich den Dudelsack schlagen!“

Fort bläst nur zum Tanze der Muskant,
Und fingert, zu eiligem Takte entbrannt,
Die Tänzer vor Müdigkeit schweigen.

Ermüdet möcht' dieser, auch jener sich setzen.
Man ruft sie nach Hause, am Mahl sich zu legen.

Es geht nicht; fort müssen sie springen.

Man flucht dem Pfeifer, man prügelt den Schuft, —
Man prügelt, fürwahr, die Leere, die Luft.

Die Märe ins Weite muß dringen.

Der Brotherr der faulen Dirne er schreit:

„Kommst Du? Ich spieß mit der Gabel Dich, Maid!“

In der Hand die Gabel muß kleben.

Es kommt Weib, Mutter und Tochter und Sohn:

„Mann, Sohn und Vater, — zuviel ist es schon!“

Sie ringen die Hände mit Beben.

Schon nüchtern sind Söhne, Väter und Gatten,
Entfernten sich gern in der Dämmerung Schatten, —

Sie reichen die Hände voll Sehnen.

Die Gesichter der Tänzer sind blutig von Schweiß,
Doch tanzen die Füße in höllischer Weis'.

Wild spannt der Teufel die Sehnen.

Und Mitternacht schlägt schon die Uhr in dem Turm,
Aufwirbelt im Schwefelgestanke ein Sturm,

Und wie im Drehn den Staub vom Grund, —

Entführt er, bei der Musik voll Grausen,
Die tollen Tänzer, die, sagt man, sausen
Hinab in der Hölle Flammenschlund.

Die 9. Kriegsanleihe.

Während unser unvergleichliches Heer in zähem Ringen dem wilden Ansturm der Gegner tapfer standhält und alle Durchbruchversuche unter den schwersten feindlichen Verlusten zunichte macht, wird demnächst von neuem der Ruf der Reichsleitung zur Kriegsanleihe-Zeichnung ergehen, um weiter die Mittel aufzubringen, die das deutsche Volksheer in dem Verteidigungskampfe um Heimat und Herd in seiner bisherigen Schlagfertigkeit erhalten sollen. Kein Deutscher darf zögern, zur Erreichung dieses Zieles beizutragen. In der Kraft unseres Wirtschaftslebens, in der außerordentlichen Flüssigkeit des deutschen Geldmarktes sind die Vorbedingungen für einen guten Erfolg der Kriegsanleihe gegeben. Wenn jeder gegenüber dem Vaterlande seine Pflicht tut, wenn jeder sich vor Augen hält, daß die Kriegsanleihe-Zeichnung einen wesentlichen Bestandteil des Willens zum Durchhalten darstellt, der das deutsche Volk befeelt, dann wird auch die 9. Kriegsanleihe zu einer neuen, gewaltigen Großtat werden. Sie wird den Feinden gegenüber Zeugnis ablegen von dem ungebrochenen Glauben an den Erfolg unserer guten Sache, und damit zu einem weiteren Baustein des künftigen Friedenswerkes werden.

An den bewährten Zeichnungsbedingungen ist auch diesmal nichts geändert worden. Es werden fünfprozentige Schuldverschreibungen und viereinhalbprozentige auslosbare Schatzanweisungen zum Preise von 98 Mark für 100 Mark Nennwert ausgegeben. Bei Eintragung der Kriegsanleihe in das Schuldbuch — mit Sperre bis 15. Oktober 1919 — tritt eine Ermäßigung des Zeichnungspreises auf 97,80 Mark ein. Die Auslosung der Schatzanweisungen geschieht nach dem gleichen Plane und gleichzeitig mit den Schatzanweisungen der letzten drei Kriegsanleihen; auch die Verlosungsbedingungen sind die gleichen. Die Zeichnungsfrist läuft vom 23. September bis 23. Oktober. Die Zeichner können die gezeichneten Beträge vom 30. September an voll bezahlen. Die Kriegsanleihe braucht indes zu diesem Termin nicht etwa voll bezahlt zu werden. Es steht den Zeichnern vielmehr frei, die Einzahlungen in vier Raten zu leisten (30 Proz. am 6. November d. J., 20 Proz. am 3. Dezember d. J., 25 Proz. am 9. Januar n. J., 25 Proz. am 6. Februar n. J.). Der erste Zinsschein ist bei den Schuldverschreibungen am 1. Oktober 1919, bei den Schatzanweisungen am 1. Juli 1919 fällig. Auch diesmal können wieder die älteren fünfprozentigen Schuldverschreibungen und die Schatzanweisungen der ersten, zweiten, vierten und fünften Kriegsanleihe in Schatzanweisungen der 9. Kriegsanleihe unter den bekannten Bedingungen umgetauscht werden.

Dr. Carl Vogl:

Sir Oliver Lodge's „Raymond oder Leben und Tod“.

Referat und Kritik.

Fortsetzung.

Gegen Ende dieser Sitzung vom 3. März ist die Rede von Erlebnissen, die Raymond in der Anderwelt gehabt haben will. Solche Mitteilungen, die im Laufe der Sitzungen oft, bisweilen sehr eingehend vorkommen, scheinen mir nicht ohne Interesse, selbst dann, wenn sie nichts anderes als Phantasiegebilde sind. Sie hätten meines Erachtens Bedeutung mindestens in rein psychologischer, aber auch in kulturhistorischer Hinsicht. Ich glaube, der Philosoph Bergson hat recht, wenn er zur Protokollierung und Sammlung solcher Mitteilungen über das Leben auf der „andern Seite“ (the other side) aufmuntert. Er meint, es könnte sich schließlich ein guter logischer Zusammenhang ergeben, der dann vielleicht weitere wichtige Schlüsse zuließe. Natürlich wird immer zu rechnen sein mit Phantasiegebilden — wie das Oliver Lodge ohne weiteres zugibt —, oder auch mit bloßen Erinnerungsbildern, die in den Medien sich angesammelt haben durch Lektüre und aus Gesprächen mit ihren oft sehr redseligen Besuchern und Klienten. Auffallend ist, daß die Beschreibungen über das Leben im Jenseits in weitgehendem Maße miteinander übereinstimmen, nicht nur bei Berufsmedien, selbst den zeitlich und räumlich weit von einander entfernten, sondern daß auch Personen, die mit Spiritismus nichts zu tun haben und ohne jegliche Bekanntschaft mit den einschlägigen Fragen und deren Literatur, in den Zuständen der Katalepsie, der Verückung, des ekstatischen Schauens, wo sie in einer andern wirklichen Welt zu sein behaupten, ähnliche Berichte über das Dasein in dieser Anderwelt abgeben, wie jene Medien es tun als Organe ihrer angeblichen Kontrollgeister. Es muß gewisse Erlebnisse dieser Art geben, nicht einfach bloß ein Herschwasen von Ersonnenem oder Gehörtem*) — obzwar dieses oft genug vorkommen mag, dort wo wenig oder nichts erlebt wird, der Schein aber geweckt oder gewahrt werden soll.

Am 17. November 1915 hat Lionel Lodge, der Bruder des gefallenen Raymond, eine Sitzung bei Frau Leonard. Er ist dort allein und kommt als ganz Fremder. Er hatte sich für einen bestimmten Tag anonym angemeldet; der Brief war nicht angekommen, da Frau Leonard die Wohnung gewechselt hatte und Sir Oliver Lodge seinem Sohne davon Mitteilung zu machen vergessen hatte. Er kommt also unangemeldet und anonym hin und bittet einfach um eine Sitzung, die ihm gewährt wird. Frau Leonard wurde damals den ganzen Tag von Fremden

*) In meinem Buche „Unsterblichkeit“ (Einhorn-Verlag, Dechau 1917) bringe ich Beispiele.

aufgesucht. Sie erklärte dem sie zum erstenmal Besuchenden, sie sei von „Feda“ kontrolliert. Schon in etwa zwei Minuten ist sie in Trance. Feda will alsbald zwei Gestalten sehen, deren Beschreibung auf den Großvater Lodge (großer Bart rund um das Kinn, über der Lippe rasiert; über ihm der Buchstabe W, der Anfangsbuchstabe seines Rufnamens) und auf Raymond gut paßt; letztere Gestalt wolle ihr Gesicht nicht recht sehen lassen und lege dem Besucher den Buchstaben L bei. Mit einemmal zeigt Feda lebhaftere Freude, sie will erkannt haben, daß es Raymond sei. „O, es ist Raymond.“ Sie behauptet, er klopfe Raymond auf die Schulter, was dieser freilich nicht fühlen könne. Lionel macht im Protokoll die Bemerkung, es scheine Raymonds Art gewesen zu sein, seinen Brüdern auf die Schulter zu klopfen, immer derber und derber, bis der andere es in scherzhafter Weise erwiderte.

Ein Kritiker fragt argwöhnend, ob denn Lionel den unbestellbaren Brief zurückerhalten habe. Er vergißt, daß dies nicht möglich war, da der Absender, um anonym zu bleiben, nicht angegeben werden durfte; er hätte auf der Post reflektieren müssen, woran er offenbar nicht gedacht. Ein Gewicht kann ich diesem Umstand nicht beilegen. Wohl aber läge die Frage nahe, ob nicht vielleicht in der Familie Lodge eine ausgeprägte Familienähnlichkeit besteht, die assoziativ die beiden Gestalten heraufbeschworen und dann zu ihrem Erkennen geführt hätte — ohne daß das Medium sich des ursächlichen Zusammenhanges bewußt geworden wäre. Auch pflegt ja das Auffassungsvermögen in solchen anormalen Zuständen ein geschärft zu sein.

Die Lionel-Sitzung beschäftigt sich hauptsächlich mit der Art der Dinge in der Jenseitswelt. Man nehme dort wahrhafter, wesentlicher (real) wahr als hier. Beim ersten Erwachen in das neue Dasein erschien freilich alles schattenhaft vage, aber dann wurde alles so solid und substantiell gebildet, daß er (Raymond) anfangs gar nicht glauben mochte, er sei gestorben. Das erste lebende Wesen, das ihm begegnete, war der Großvater. Raymond lebt in einem Haus aus Backsteinen. Es gibt da Bäume, Blumen und festen Boden. Einen regelmäßigen Wechsel von Tag und Nacht aber gebe es nicht; es werde dunkel, wenn er's wünscht. Viel denkt er darüber nach, woraus die Dinge gemacht seien, und er hat sich eine Theorie gebildet. Für eine kurze Zeit habe er, wie andere, gemeint, alle die Gegenstände seien Gedankengebilde; aber das ist ein Irrtum; da ist ein chemisches Etwas, das immerwährend von der Erde aufsteigt; es macht verschiedene Wandlungen durch, bis es fest wird. — Der gegenseitige Verkehr scheine dort keinerlei Schwierigkeiten zu bereiten, doch sei sein Interesse immer noch dem Kriege zugewendet, der auf Erden tobt; er helfe den „armen Kerlen, die buchstäblich in die Geisterwelt hineingeschossen werden.“ Auf die Frage, ob er kommende Dinge vorhersehen könne, antwortet er, manchmal meine er es zu können, doch sei es nicht leicht etwas vorherzusagen. Er glaubt, nicht wesentlich mehr zu wissen, als da er auf Erden war.

In einer Sitzung (26. November) redet er von weißen Kleidern, die er dort trägt. Der Mutter sagt er, sie selbst käme oft ins Geisterland, während ihr Körper schläft. In der Sitzung vom 3. Dezember wird diese Bemerkung dahin ergänzt, alle seien bereits während des Nachschlafs bei ihm gewesen, es fehle ihnen nur die Erinnerung, wenn sie aus dem Schlafe erwacht sind. Das bedauere er, doch werde er belehrt, das Gehirn würde überlastet werden durch das Doppel- leben, wenn Erinnerung zurückließe an das nächtliche Leben in der Anderwelt; der Mensch würde unfähig werden zu den irdischen Geschäften und Pflichten.

In eben dieser Sitzung, die Sir Oliver Lodge allein bei Frau Leonard ab- hält, bringt jener absichtlich das Gespräch auf die früheren diesbezüglichen Mit- teilungen und gibt die Antworten in einem vollständigen Protokoll wieder. Wir erfahren da durch Fedeas Vermittlung und den Mund des Mediums: Raymonds jetziger Körper ist sehr ähnlich dem früheren; er kneift sich manchmal selbst, um zu sehen, ob dieser wirklich sei, und er ist es, aber es scheine nicht so zu schmer- zen, als wenn er den fleischlichen Körper kneifen würde. Die inneren Organe scheinen nicht so geartet wie vorher, bloß äußerlich gleichen sie diesen. Er kann sich freier bewegen. Aber etwas falle ihm auf: er habe dort niemals jemanden bluten sehen. Auf die Frage, ob er wohl bluten würde, wenn er sich stäche, folgt die Antwort, er habe es nicht versucht, habe aber bisher kein Blut gesehen. Er hat Augen, Wimpern und Brauen, Zunge und Zähne. Auch habe er einen neuen Zahn bekommen an Stelle eines alten. Er kennt einen Mann, der hatte einen Arm verloren, aber ein anderer bildete sich allmählich in kurzer Zeit. So er- gänzten sich die auf dem Schlachtfelde verloren gegangenen Glieder; ist einer in Stücke gerissen, so dauert es längere Zeit. Ein gewisses Quantum einer offenbar ätherischen Substanz sei zerstreut und müsse sich erst wieder konzentrieren. Zwar der Geist ist nicht auseinandergeblasen, immerhin habe es Einfluß auf ihn. Ver- brennt ein Mensch, so werde ihm von sog. Geisterdoktoren (spirit-doctors) Hilfe gelistet, daß der Geist sich rechtzeitig löstrenne. Große Schwierigkeiten verur- sache bisweilen die Feuerbestattung, die in der Regel erst nach sieben Tagen vor sich gehen sollte. Auf den Einwurf: „Wenn aber der Körper in Verwesung über- geht“, erfolgt die Antwort: „Wenn dies geschieht, so ist der Geist bereits nicht mehr da.“ In einem Falle, da die Verbrennung zwei Tage nach dem Tode vor- genommen war, mußte der scheidende Geist zu rasch gelöst werden, und das gab eine Erschütterung, als ob ein Glied amputiert würde. Der Geisterleib entspringt nicht aus dem Erdenleib, aber eine ‚Essenz‘ komme aus diesem und gehe in den andern Leib, der eben bereitet wird. Beides zusammen formt sich zu einem ‚Duplikat‘ des früheren Körpers. Gefragt nach dem Unterschied zwischen Mann und Frau im Jenseitsleben, antwortet Raymond, auch dort gebe es Männer und Frauen, sie scheinen ähnliche Gefühle zu einander zu haben wie hier, aber andere Ausdrucksweisen dieser Gefühle. Kinder scheinen nicht geboren zu werden. Zu diesem Zwecke werde man auf den irdischen Plan gesandt. — Auch essen sieht er

einige, obzwar er selbst kein Verlangen danach empfindet. Die Speisen sehen aus wie die irdischen. Man trachte übrigens, jedes Ankömmlings Wünsche zu befriedigen. Einer, der kürzlich ankam, wollte sogar eine Zigarre haben und meinte, er würde sie nicht bekommen können; gleichwohl habe man ihm etwas ähnliches zubereitet, nicht aus fester Materie zwar, sondern aus Essenzen, ätherischen Stoffen und Gasen. Als jener aber anfang zu rauchen, hatte er nicht viel Gefallen daran. Die irdischen Bedürfnisse, die die Abgeschiedenen anfangs noch empfinden, nähmen immer mehr ab. — Bezüglich der aus Backsteinen gebauten Häuser wiederholt er die auch von andern vertretene Theorie der ‚Emanationen‘, die von der Erde ausgehen. Es sei, als ob Atome von da ausströmten und am Ziele sich wieder ‚konsolidierten‘; man sammle und konzentriere sie dort. Wenn diese Atome in den Äther gelangten, so erhalten sie gewisse Qualitäten und es ließen sich dann feste Dinge daraus formen. Alles, was auf Erden verfällt und verdirbt, z. B. Holz, Lumpen, sei keineswegs verloren. Es gebe eine ‚Essenz‘ ab — was man auf Erden Geruch nenne; eben daraus würden die Duplikate jener Dinge gebildet. — Er sieht die Sterne klarer als auf Erden, obgleich er ihnen nicht näher sei. Auch die Sonne sieht er, doch scheine sie immer die gleiche Wärme auszustrahlen; überhaupt fühle er nicht warm und kalt; sein jetziger Körper sei eben anders geartet. Sobald er jedoch in Kontakt käme mit dem Erdenplan, dann fühle er etwas von Wärme und Kälte, wenigstens in Gegenwart eines Mediums. — Raymond findet alles so interessant, daß er nicht wieder ins Erdenleben zurück möchte, um so weniger, als er ja mit den Seinen verkehren könne; ja sich ihnen noch näher fühle als ehemals. Er hält es für gut, wenn man sich mit den Dingen des Jenseits schon vor dem Tode befaßt; diejenigen, welche das nicht tun, pflegen dann lange Zeit zu glauben, sie träumten. Ihm selbst sei es zunächst gewesen, als ob er sich in einer fremden Stadt befände. — Auch Tiere gibt es dort, Pferde, Hunde, Katzen, Vögel. Sein einstiger Hund, der gestorben war, und der ganz richtig beschrieben wird, ist bei ihm. — Zum Schlusse dieser Sitzung versichert Raymond, wie öfter, daß er sehr glücklich sei. — In einer andern Sitzung wird mitgeteilt, daß es drüben auch Bibliotheken gebe mit Büchern, die die nämlichen zu sein scheinen wie auf Erden; aber auch andere, die hier erst erscheinen sollen, wenn der Autor sich findet.

In solchen Dingen, die mehr oder weniger gleichsam dem jenseitigen Alltag angehören, erschöpfen sich nicht die Rundgebungen Raymonds über das Leben im neuen Dasein.

In einer Sitzung bei Frau Leonard am 4. Februar 1916 erklärt er, daß dort jeder zu dem Orte gravitiere, der ihm angemessen sei. Da gibt es keine Richter und Gerichte, sondern jeder geselle sich von selbst Gleich zu Gleich. Der mit schmutzigen Gedanken und Gelüsten umgehende wendet sich einem Orte zu, wohin Raymond nicht möchte: es ist keine eigentliche Hölle, denn die Gelegenheit, besser zu werden, ist da niemandem benommen, aber die dort zueinander streben, sind

einander zur Last. Tugend und Tüchtigkeit sind das einzige, was Wert verleiht. — Raymond ist noch nicht imstande, sicher zu sagen, wo er sich eigentlich befindet, d. h. auf welcher der vielen Stufen des andern Seins. Er meint, es sei die dritte. Sie werde Sommerland oder Heimatland von einigen genannt. Er erzählt von einem herrlichen Ort, den er kürzlich besucht, wo ihm gestattet war, Einblick zu tun in die höchste Sphäre. Sir Oliver Lodge bringt nur einiges darüber im Protokoll, da er es nicht für angebracht hält, Dinge, die einer lebhaften Phantasie entspringen können, in einem Buche weitläufig mitzuteilen, welches in der Hauptsache mit Beweismaterial für ein Fortleben nach dem Tode zu tun habe. In jener Sphäre will Raymond Christus geschaut haben: seine Stimme wie Glockenklang, alles wie ein Gemisch von leuchtenden Farben. Hier nehmen die Worte den Stempel feierlicher Andacht an. Christi Geist, so wurde er belehrt, sei aber immer auch auf Erden, in jedermann sei etwas von ihm. — Auch schöne Musik kann man dort genießen, wenn man es wünscht, doch sei niemand gezwungen, etwa immerwährend Musik anzuhören.

Die Schilderungen des Jenseits, die das Buch „Raymond“ bringt, — Oliver Lodge nennt sie unverifiable matter, Kundgebungen, die sich auf ihre Richtigkeit nicht kontrollieren, nicht bewahrheiten lassen, — habe ich hier in einiger Ausführlichkeit wiedergegeben, um einen Begriff zu geben von den Offenbarungen, wie sie in spiritistischen Sitzungen, meist freilich in viel weniger interessanter Art, sehr häufig vorkommen. Sie stimmen, wie oben bereits bemerkt, bei den verschiedensten Medien und auch bei medial veranlagten Personen, die der Sache ganz fern stehen, in weitgehendem Maße überein. Sie erinnern in Hauptpunkten an die visionären Erlebnisse des schwedischen Gelehrten und Sehers Immanuel Swedenborg (geb. 1688, gest. 1772), der vor allem durch seine Gabe des Fernsehens und der Hellsehigkeit, die keinem geringeren als Kant zu denken gab*), bekannt ist. Swedenborgs Offenbarungen veranlaßten schon frühzeitig die Bildung besonderer religiöser Gemeinden, mit eigenen Predigern, besonderem Kultus, eigenen Zeitschriften und Traktaten. Bei uns zwar konnte die Bewegung bloß in Württemberg Boden gewinnen, eine ganze Anzahl Swedenborg-Gemeinden gibt es jedoch seit 1788 in England und in Nordamerika. Man lese nun in dem verbreitetsten Buch Swedenborgs „Von dem Himmel und von der Hölle“**) die Kapitel „Von den Ehen im Himmel“, „Daß der Mensch nach dem Tode vollkommene Menschengestalt habe“, „Daß der Mensch nach dem Tode alle Sinne, alles Gedächtnis, alles Denken und alle Neigung hat, die er in der Welt

*) Siehe dessen Brief an Fräulein Charlotte von Knobloch; viel zurückhaltender allerdings in den „Träumen eines Geistessehers“ (2. Teil).

**) Übersetzung von Dr. Immanuel Tafel, Tübingen 1854. Daraus bloß einen Satz, S. 420: „Daher kommt auch, daß fast alle, die aus der Welt ankommen, sich gar sehr wundern, daß sie leben, und daß sie Menschen sind gerade wie zuvor, daß sie sehen, hören und reden, und daß ihr Körper einen Taftstimm hat, wie zuvor.“

hatte, und daß er nichts zurückläßt, als seinen irdischen Leib“, „Daß der Herr niemand in die Hölle werfe, sondern der Geist sich selbst“, u. a., und man wird finden, wie viele der oben gebrachten Sätze mit Swedenborgs visionär begründeten Theorien übereinstimmen. Schon die Kapitelüberschriften dürften genügen. — Eine Stelle erinnert auch an Professor Jägers Duftseele.

Ob und wie weit nun das Medium Leonard in London mittelbar oder unmittelbar von außen durch diese Gedankengänge beeinflusst ist, wäre wohl wert zu erfahren. Überhaupt vermißt der kritische Leser in Lodge's Buch Angaben über die Persönlichkeit der in Betracht kommenden Medien, wenigstens der Frau Leonard. Hat Frau Leonard Beziehungen zu einer Swedenborg-Gemeinde, gehört sie vielleicht gar einer solchen als Mitglied an? Die Ehrlichkeit und Ehrenhaftigkeit eines Mediums zu bezeugen, genügt noch nicht.

Die Familie Lodge verkehrt schließlich, durch Tischklopfen und automatisches Schreiben, mit dem abgeschiedenen Sohn und Bruder, auch ohne fremdes Medium, so als ob er ab und zu noch daheim wäre. Der Verkehr bewegt sich in den alten vertrauten zwanglosen Formen. Man teilt Raymond Familienneuigkeiten mit, er seinerseits macht die Seinen bekannt mit seinen neuen unsichtbaren Freunden. Einmal — es war in der ersten Sitzung, die Alec Lodge, Raymonds Bruder, erlebte (23. Oktober 1915 mit dem Medium Bout Peters) — hat Alec die deutliche Empfindung, daß sein Bruder anwesend sei, daß seine Hand von dessen Händen gehalten werde (das Medium hatte quer über den Tisch Alec's rechte Hand ergriffen), und daß Raymond mit der ihm eigenen Stimme spreche. Die Episode muß nach der Beschreibung sehr effektiv und für alle Anwesenden (außer Alec auch Lady Lodge und Frau Kennedy) überaus eindrucksvoll gewesen sein.

Behindert ist der Verkehr mit Raymond durch die in der Natur der Sache liegenden Schwierigkeiten und die Handhabung der ungewohnten Verkehrsmittel. Sir Oliver Lodge bringt den Vergleich mit einem Telephongespräch. Jemand (das Medium) hätte durch ein Telephon von etwas mangelhafter Beschaffenheit Botschaften zu vermitteln zwischen zwei ihm fremden Menschen (dem Abgeschiedenen und seinen noch lebenden Angehörigen). Der eine davon (der Abgeschiedene) wäre begierig, Mitteilungen zu machen, vielleicht nicht ganz geschickt in der Ausdrucksweise, während der andere sich möglichst schweigsam verhält und sorgsam bemüht ist, keinerlei Auskunft zu geben, und mehr oder weniger den Verdacht hegt, es sei etwas nicht in Ordnung, der Freund sei gar nicht am Apparat. Diese Schwierigkeiten gelten vor allem von den Sitzungen mit fremden Medien, weshalb der sich meldende Unsichtbare wenigstens zu Anfang hauptsächlich solche Mitteilungen zu machen bestrebt sein werde, die geeignet sind, den Verdacht des Freundes zu beheben. In einem Vortrag in der Society for Psychical Research (abgedruckt in der Zeitschrift „Light“) braucht Lodge das Bild von Arbeiter in einem Tunnel, die unter dem Brausen des Wassers und anderen

Geräuschen die Artschläge ihrer unsichtbaren Kameraden auf der andern Seite wahrnehmen. Und in einer Sitzung vom 21. Dezember 1915 (Nec zum erstenmal bei Frau Leonard) sagt „Feda“ von Raymond, dieser sei nicht imstande, alles kundzugeben, was er möchte. Bisweilen nur ein einziges Wort, das dann ohne Zusammenhang erscheinen müsse. Oft auch entspringe ein Wort nicht seinem Innern.

Im dritten Teil seines Buches — der erste enthält Feldpostbriefe Raymonds, der zweite bringt die Sitzungsprotokolle und Referate — gibt der Verfasser in etlichen Kapiteln seine Weltanschauung, wie sie sich auf Grund der psychischen Studien, die er viele Jahre gemacht, zuletzt der Erfahrungen, in denen er unmißverständliche Kundgebungen des gefallenen Sohnes glaubt annehmen zu müssen, gebildet hat. Ich fasse im folgenden Lodge's Ausführungen dieses dritten Teiles in einigen bezeichnenden Sätzen zusammen und gebe sie fast durchgehend mit seinen eigenen Worten.

Die Annahme der Fortdauer des individuellen Seins über den leiblichen Tod hinaus und der Möglichkeit eines Verkehrs — wenn auch unter gewissen Schwierigkeiten und bestimmten Bedingungen — hinweg über die Kluft, die sich aufstut zwischen hier und dort, ist nicht eine willkürliche, um des Trostes und der inneren Beruhigung willen; es ist vielmehr eine Annahme, die dem Verfasser des ‚Raymond‘, wie auch vielen anderen Personen, nach mehr als dreißigjährigem Studium in lebendiger Erfahrung sich aufgedrängt hat. Die Beweise sind gehäuft und haben jedem vernünftigerweise zulässigen Zweifel das Rückgrat gebrochen. Die Athermentheorie des Chemikers kann nicht besser begründet sein.

Leben ist nicht eine Form der Energie, noch auch kann es sonst einer Kategorie untergeordnet werden: es ist eine der Grundformen des Seins. „Eine Eichel*) hat in sich die Lebensmöglichkeit nicht nur für einen einzigen Eichbaum, sondern für einen ganzen Wald von Eichbäumen, bis zur tausendsten Generation, ja eigentlich bis zu Generationen ohne Ende. In dieser Beziehung gibt es nichts von ‚Erhaltung der Energie‘ usw. Es ist hier nicht so, als ob etwas von einem Dinge zum andern überginge. Der Vorgang hat keine Parallele in der Übertragung der Energie.“ Das Leben ist nicht Energie und nicht Materie, aber es lenkt die Energie und beherrscht und ordnet dadurch die Materie.

Tod ist die Trennung der herrschenden Wesenheit von dem psychisch-chemischen Organismus, also das Aufhören des kontrollierenden Einflusses. Der Tod ist eine Änderung des Zustandes, wie die Geburt es auch ist. Es ist der Eintritt in neue Bedingungen des Daseins, in eine neue Gruppe von Tatsachen — die zwar jederzeit schon da waren, wie die Sterne auch am Tage vorhanden sind, aber nicht wahrnehmbar für uns.

*) Diesen Satz zitiere ich ergänzend aus einem andern Buche Lodge's „Life and Matter“.

Wir haben kein Recht, zu behaupten, daß die Art der Existenz, wie sie allein uns vertraut ist, die einzig mögliche sei. Die Frage ist nur: haben wir einen Beweis, direkt oder indirekt, für eine andere Form des Daseins? Die Erfahrung muß die Frage beantworten.

Schon die Tatsache der Fernwirkung (Telepathie) beweist, daß die Körperorgane nicht unbedingt wesentlich sind zur Mitteilung von Gedanken. Es ist vernunftgemäß, anzunehmen, daß der Geist unmittelbarer und wirksamer sich betätigen kann, wo solche Wechselwirkung zwischen Physisch und Psychisch nicht mehr notwendig ist. Warum überdies sollte ein Körper bloß aus Materie bestehen müssen? Bloß weil wir nichts anderes kennen?

Wie auch der Philosoph Bergson lehrt, sind Geist und Gehirn keineswegs sich deckende oder auch nur untrennbar an einander gebundene Größen: das Gedächtnis braucht nicht im Gehirn lokalisiert zu sein, und die Aufmerksamkeit ist ein seelischer Prozeß, nicht ein physiologischer, wenn auch von einem solchen begleitet. Ohne Gehirn ist zwar das Bewußtseinsleben, soweit unsere irdische Erfahrung reicht, latent, aber wir haben kein Recht zu sagen, es existiere nicht.

Möge man doch nicht von einer vorgefaßten Meinung ausgehen hinsichtlich dessen, was möglich und was nicht möglich ist in diesem noch fast unerforschten Weltall; möchte man doch lieber lernen und von den Tatsachen sich führen lassen, nicht von Dogmen! Dann würde die Wahrheit schrittweise unserm Verständnis sich öffnen und sicheren Platz gewinnen, wie in den anderen Zweigen der beobachtenden Wissenschaft auch.

Die Materie ist ein indirektes Mittel des Verkehrs zwischen Geist und Geist. Unsere gegenwärtige Beschränkung auf die mechanisch-physische Vermittlung ist nach Bergson zwar als ein Vorteil für die irdische Entwicklung anzusprechen, der Zustand des Trance jedoch scheint schlafende Fähigkeiten zu befreien, die gewohnte Beschränkung, die das Gehirn bewirkt, aufzuheben und den unmittelbaren Verkehr möglich zu machen: der Geist ist dann nicht mehr isoliert, sondern mit andern in unmittelbarer Wechselwirkung. Die sogenannte Unterschwellenschicht des Seelenlebens tritt in Kraft.

(Schluß folgt.)

Friedrich Frefsa:

Der Kamin.

Aus der Chronik eines Wobvredorfes.

Fortsetzung.

Als am Abend Berthe von Mutter Cécile erfuhr, was geschehen sollte, war sie außer sich vor Zorn. Diese hochmütige Person also, die ihr die Kleider im Vorbeifahren mit Dreck bespritzt hatte, sollte auf dem Gérard-Hofe sitzen!

Allein es war nichts dawider zu tun. Mutter Cécile war entschlossen, um nicht zum Gespött der Gegend zu werden, ihre Hütte zu verlassen. Klug und zäh, handelte sie sich von dem Schwiegersohne eine ganz hübsche Rente heraus, und alsdann verkaufte sie heimlich ihr kleines Besitztum an Berthe, die in Byzantin blieb.

Eines Morgens hatte sie ihr kleines Bündel gepackt. In einem sauberen dunklen Kleide ging sie zum Pfarrer, um Abschied zu nehmen.

Den armen alten Mann hatte wieder einmal die Gicht schwer gepackt. Er lag auf seinem Sofa in Decken gewickelt. Als er Cécile vor sich sah, wußte er sofort, daß etwas besonderes sie zu ihm triebe. Er sah sie gütig und ermunternd an, denn er mußte sich ja denken, er solle, wie er es bei den Bavards seit sechzig Jahren getan, wieder etwas gut machen, wieder etwas ins rechte Lot bringen.

Er behielt die warme, kräftige, noch immer schöne Hand Céciles zwischen seinen kalten, dick geschwollenen Fingern und sagte: „Nun sage, mein Kind, was Dich drückt.“

Cécile erwiderte: „Ich will Abschied nehmen, Herr Pfarrer, ich gehe nach Verdun oder Paris. Ich weiß noch nicht wohin.“

Der alte Mann zitterte. Sein Unterkiefer klappte herab. „Du willst uns, Du willst mich verlassen?“ fragte er.

Da traten Cécile die Tränen in die Augen. Sie sagte bitter: „Meine Tochter treibt mich von hier fort. Aber ich will ihrem Glücke nicht im Wege stehen. Sie ist ja seit drei Generationen die erste Bavard, die einen Mann zur Ehe gefunden hat.“

Der Pfarrer senkte seinen großen weißen Kopf und blieb solange unbeweglich in Nachsinnen verloren, daß es Cécile ängstlich zumute war.

Sie begann leise „Herr Pfarrer!“, er aber hielt ihre Hand fest in den seinen und hörte sie nicht.

Endlich seufzte er und schaute auf in Céciles Gesicht, tastete mit der Hand an ihre Wange, strich sie sanft und sagte: „Dann geh' mit Gott, Marion.“

Cécile schaute ihn, da er den Namen ihrer Mutter nannte, erschrocken an. Aber sie wagte nichts zu erwidern und ging leise hinaus.

Vierzehn Tage danach war der Herr Pfarrer Réchat gestorben und ward begraben auf dem Friedhof, wie sich's geziemt, von einer großen trauernden Menge.

Die Jahre gingen dahin, Berthe begann wie ihr Großvater, einen Acker nach dem andern an sich zu bringen.

Im Gérard'schen Hause begann ein lustiges Leben. Es war zwar nur ein Sohn vorhanden, ein lang aufgeschossener, blonder Junge, der nicht die geringste Ähnlichkeit mit dem robusten, schwarzlockigen, stiernackigen Vater hatte, dessen untersehter Oberkörper nach einer fünfzehnjährigen Ehe einem Würfel glich. Allein Herr Turifère schenkte in dem Rosengarten hinter dem Hause des Sonntags Wein aus, auch verstand er sich ausgezeichnet auf Hühnerbraten am Spieß. Seine Frau wußte die Geheimnisse der feinsten Salate. So zogen die Bürger aus den kleinen Städten der Umgebung, selbst die deutsch gewordenen Metzger gern im Sommer hinaus nach Buzantin, um sich an den ländlichen Leckereien wohl zu tun.

War Herr Turifère sehr gut aufgelegt, so ergriff er eine Mandoline, stellte sich vor die Tische der Schmausenden und Zechenden und sang die in Paris gerade Mode gewordenen Kabarettlieder mit tönender, schmälziger Stimme.

Auch Virginies Sohn ward Advokat, und als er sich eine Praxis in Verbund erhandeln wollte, mußte Virginie nach dem Tode ihres Mannes eine Reihe der Acker verkaufen. Es war ein Triumph für Berthe, als sie so einen Teil des väterlichen Besitztums wieder zurückerobern konnte.

Trotzdem sie die reichste Frau in der Gegend war, ging sie doch stets in alte häßliche Lumpen gekleidet. Sie war hager geworden, die Haare glänzten schloßweiß, ihre dünnen Hände erschienen wie verwittertes Holz, aber noch immer waren die schwarzen Augen zwischen den faltigen Lidern hungrig und unersättlich wie bei einer alten Wölfin.

Aus Virginie war mit der Zeit eine dicke, schwere Landfrau geworden, deren Gesicht gemach eine blaurote Färbung annahm, da sie stets auf dem Raminsins eine Kognakflasche zu stehen hatte. Die Bewirtschaftung ihres Landes ließ sie mehr und mehr außer acht. Felder und Wiesen, die am Rande des Waldes lagen, begannen zu vermoosen. In dieser Vernachlässigung des Landbesitzes folgte sie nur dem Beispiele vieler anderer Bauern der Ebene, die nach dem fünfzigsten Jahre, dem Rentneralter der Franzosen, sich nicht mehr plagen wollen. Sie lassen die Felder verlottern, wenn keine Kinder da sind, die sie übernehmen können. Und so befinden sich viele tausend Morgen Acker in dauerndem Niedergang und ständiger Vermahrlosung.

Vergebens trat Berthe mit Kaufangeboten an die bequeme Frau heran. Virginie war zwar nicht abgeneigt, aber sie scheute die Mühe, die der Vollzug des Geschäftes mit sich gebracht hätte. Sie war so faul geworden, daß sie sich trotz ihrer großen persönlichen Eitelkeit nur des Sonntags noch gut kleidete. Dann allerdings schritt sie in bunten Seidenkleidern und großen pompösen Hüten stolz

wie ein Pfau in die Kirche, wo sie in ihrer knisternden Pracht die gesamte Weiblichkeit des Dorfes überglänzte.

* * *

Noch immer hatte sich Berthes Lebenswunsch, wieder im Gérardischen Hause als Herrin am Kamin zu sitzen, nicht verwirklicht.

Der Juli 1914 war herangekommen. Beunruhigende Gerüchte liefen im Lande um. Die jungen Reservisten waren eingezogen worden, auf der großen Straße von Verdun nach Conflans bewegten sich Infanteriekompagnien hin und her. „Wir werden Revanche an den Preußen nehmen“, riefen die jungen Leute, die Sonntags aus den Städten auf's Land kamen, um dort zu frühstücken.

Aber die Automobile mit den Mezer Bürgern, die ihnen bekannte Weinbauern in der Woëvreebene besuchten, schüttelten die Köpfe und sagten: „Glaubt nicht daran.“

Berthe empfing nach langen Jahren einen dringenden Brief von ihrem Bruder aus Paris mit der Aufforderung, sie möge doch zu ihm kommen, sie könne sonst unruhige Zeiten da drunten in Lothringen erleben.

Sie antwortete ihrem Bruder nicht einmal. Aber des Abends ging sie an den Zaun von Virginies Garten. Da fand sie die schwerfällige Frau in einem schmutzigen, blauen Morgenrock mit schwarzen Spitzen im Lehnstuhl liegen und einen zerfetzten gelben Roman lesen. Berthe erzählte ihr von dem Briefe ihres Bruders. Sie wollte der Feindin Angst machen. So hoffte sie sie zum Verkauf zu bewegen.

Über die Schwelle des Hauses selbst setzte sie keinen Fuß, seit das Haus fremden Menschen gehörte. Am Kamine andere als ihre eigenen Sessel zu sehen, hätte ihr das Herz still stehen lassen.

Da lief es eines Tages durch das ganze Land: „Wir haben den Krieg.“ Vor dem Hause des Maires wurde eine gedruckte Bekanntmachung angeschlagen, die mit den bunten Fahnen der Republik geschmückt war. Herr Poincaré, der Präsident der Republik, rief die Franzosen auf zum Kampfe gegen die Deutschen, die einem friedlichen Lande den Krieg aufzwangen und die Freiheit Europas und die Zivilisation bedrohten.

Ein jüngerer Mann las die langen, pompösen Sätze laut und feierlich vor. Ein fanatischer Alter in der blauen Bluse meinte: „Er ist einer von uns! Er ist Lothringer, der Präsident. Drüben bei les Paroches hat er selbst ein Landhaus! Wenn er den Krieg wagt, muß er seiner Sache sicher sein.“

Ein alter fatter Weinbauer verzog den glatt rasierten Mund, schüttelte den grauen Kopf und sagte: „Wir werden sehen!“ Am Abend aber, als alle getrunken hatten, schrieen sie: „Es lebe Frankreich! Es lebe die Republik!“ Und sie sangen die Marseillaise und umarmten Soldaten, die nach Conflans durchmarschierten.

Dann aber kamen und gingen Mächte über das Dorf, wie sie schon einmal vor fünfundvierzig Jahren gekommen und gegangen waren. Trotz des blauen Sommerhimmels grollte es tagelang in der Ferne wie Gewitter. Auf der Straße standen die Leute und warteten auf Nachricht. Große, Wolken aufwirbelnde Automobile durchbrausten den Ort. Bagagewagen trotteten hindurch. Sie waren mit dem dicken grauen Staub der Ebene gleichmäßig überzogen, ebenso wie die dunkelblauen, begleitenden Mannschaften.

Rothsichtige Soldaten kamen von Osten zurück, sie hatten es eilig und sagten: „Wir sind verraten! Wir stecken in einem fürchterlichen Dreck!“ Andere kamen und riefen: „Es lebe Frankreich! Wir haben gesiegt!“ Sie erzählten wilde Heldentaten, wie sie mit den Bajonetten gegen eine Überzahl sich geschlagen hätten, und machten es vor, wie sie die dicken, schwerfälligen Deutschen in die Därme kugelten. Mitten in ihren Erzählungen aber brachen sie ab und bettelten um Wein.

In einer Nacht hörten die Leute in Buzantin das Schießen so deutlich, daß sie das pfropfenähnliche Knallen der einzelnen Infanterieschüsse zu unterscheiden vermochten. Als sie sich vorsichtig auf die Straße wagten, sahen sie in der Richtung von Conflans einen blutroten Flammenschein. Am Morgen kamen verstörte Städter mit Reiseförben atemlos und schweißbedeckt in das Dorf. Sie berichteten: „Schlechtes Volk hat im Arbeiterviertel aus den übel berücktigten Häusern auf die Deutschen geschossen. Wir haben uns davon gemacht! Wir wollten nicht länger in dieser Hölle bleiben.“

Berthes Augen funkelten vor Freude, als sie sah, daß bei dieser Erzählung Virginies Gesicht grau vor Entsetzen wurde. Unablässig redete sie auf die fassungslose Frau ein und suchte ihre Angst zu verstärken.

Am Nachmittag aber trank Virginie Kognak. Der machte sie wieder völlig stumpf und so waren alle Worte Berthes in den Wind geredet.

Noch am Abend desselben Tages erhielt das Dorf französische Einquartierung. Die Soldaten machten sich in den Häusern breit. Als Landesverteidiger, die vielleicht am nächsten Tage tot sein konnten, verlangten sie von den Bauern das beste, was sie in Küche und Keller hatten. „Was wir essen,“ sagten sie, „wird Euch von der Republik wieder ersetzt. Und was wir haben, das können die Deutschen, wenn sie hereinkommen sollten, nicht nehmen.“

Auch in die kleine Hütte Berthes wurden acht Mann gelegt. Sie kochte ihnen für Geld, denn ihr Grundsatz war es, jeden, auch den kleinsten Verdienst in die Tasche zu stecken. Des Abends aber erzählte sie ihnen aus dem Jahre 1870/71, wie damals die Preußen im Lande gehaust hätten. In ihrer Erzählung ward Horace zu einem übermenschlichen Helden. Die jungen Soldaten schwuren der Mutter Berthe, sie würden sie an den Deutschen rächen. Diesmal würde der General Toffre sicher Revanche nehmen für das Jahr 1870. Hatte er es doch schon an der Marne gezeigt, was das verjüngte Frankreich vermochte.

So schlug sich denn Berthe ganz gut durch die harte Zeit hindurch, während Virginie sich nicht genug tun konnte im Jammern. Der Hauptgrund ihres Schmerzes war der Umstand, daß die schlauen Burschen, die bei ihr einquartiert waren, hinter die Verstecke ihrer Kognakflaschen gekommen waren und ihr das geliebte Gift entzogen.

So lag denn der Krieg monatelang vor dem Dörfchen auf der Lauer. Nur acht Kilometer östlich vor dem Orte wühlten sich die Schützengräben durch den Lehm des Ackerbodens und zerschnitten die Straße, die nach Conflans führt. Das Rollen des Geschützfeuers war den zurückgebliebenen Einwohnern vertraut geworden. Im Frühjahr waren viele noch zur Bestellung der Äcker hinausgezogen. Doch Berthe begann zum erstenmale die Schwere des Krieges zu spüren, denn ihr fehlten Arbeitskräfte und Tiere, um ihre weitläufige Besitzung zu bestellen.

* * *

Wieder waren die Bäume von den ersten grünen Schleiern umwoben. Blau und licht waren die Tage und liehen der Landschaft den silbrigen Schimmer, wie ihn schon Claude Lorrain in Erinnerung an seine Heimat auf seinen Bildern gehalten hat. Breite, schöne Wolken schwammen über dem Himmel.

Eines Mittags begann es so stark zu grollen und zu donnern, daß alles die Köpfe aufreckte und lauschte. Langsam kam der Abend und die Nacht. Von bronzenem Wetterleuchten war der ganze Himmel erfüllt. Wie vom Himmel niedergefallene, weißbrennende Sterne standen Schnüre von Leuchtkugeln über den Wäldern im Süden.

Über dem Dorf begann es in den Lüften zu heulen. „Das sind unsere schweren Geschütze,“ sagten die Soldaten und lachten.

Da aber wankte der Boden der Erde, ein Krach überwältigte die Ohren aller, daß sie mit zusammengekniffenen Augen und offenem Munde auf Momente alles vergaßen. Als sie wieder aufschauten, drang ihnen ein feiner Staub in die Augen.

„In die Keller!, in die Keller!“ schrien die Soldaten, „sie schießen in den Ort!“ und sie zogen die Einwohner mit sich. So wurde Berthe in das Haus Virginies gedrängt und fand sich wieder in dem ihr wohl bekannten gewölbten festen Weinkeller, der voll war von schußsuchenden Ortseinwohnern und Infanteristen.

Wieder erzitterte der Boden, die Laternen, die mit den brennenden Stearinkerzen vom Gewölbe herabhingen, schwankten, während das Krachen die Luft spaltete. Virginie saß auf einem Haufen Weinflaschen und weinte hemmungslos.

Berthe kauerte neben ihr. Mit wilden Gebärden ihrer dünnen Hände redete sie auf die fassungslose Frau ein, die sie mit ihren schwarzen Raubtieraugen zu bannen suchte. Jetzt oder nie mußte ihr der Kauf, die Rückeroberung des väter-

lichen Gutes gelingen. Und über diesem Vorfaß vergaß sie den Schrecken der Stunde.

„Habe ich es Dir nicht vorher gesagt, Virginie?“ fragte sie. „Du siehst, wie gut ich Dir geraten hatte, als ich sagte, bleibe nicht hier.“

„Aber warum bist Du denn nicht selbst gegangen?“ sagte Virginie.

„Ich weiß, wie es im Kriege zugeht, ich habe das Jahr 1870 erlebt,“ rief Berthe stolz.

Ein paar Soldaten, die in der Ecke ihre Zigaretten rauchten, sahen sie an wie eine Schauspielerin, die eine große Rolle spielt.

Sie umfaßte Virginies Kopf, zog ihn zu sich herab und redete ihr mit leiser, eindringlicher Stimme ins Ohr: „Warum willst Du nicht zu Deinem Sohne nach Verdun gehen? Jetzt, da das Land vom Kriege verwüstet wird, bringt es Dir keine Zinsen mehr. Aber ich verstehe mich auf den Boden! Ich kenne ihn von früher her. Ich werde ihn wieder nutzbar machen. Sei vernünftig, ich gebe Dir achtzigtausend Franken für das Land. Sage, was willst Du für das Haus? Bedenke, was ihm alles geschehen kann. Die Granaten können es zerschlagen! Es kann verbrennen. Viel darfst Du dafür nicht fordern!“

„Nein, ich gehe aus dem Hause nicht fort!“ rief Virginie freischend und eigensinnig wie ein Kind.

„Ich sage Dir, Du wirst es bereuen. Also noch einmal: Ich biete achtzigtausend Franken für die Ländereien.“

„Rede nicht weiter!“

„Törrin!“

„Ich will nichts wissen.“

Wieder erschütterten schwere Granaten den Keller. Wieder brach Virginie in lautes Schluchzen aus. Sie betete und rief alle Heiligen um Hilfe an. Zuletzt aber bebten ihre Lippen, während sie unaufhörlich die Worte noch stammelte: „Mein Gott, wäre ich doch erst ganz tot! Wäre ich doch erst ganz tot!“

Im Keller entstand ein Gedränge. Ein paar Frauen freischten auf. Ein Verwundeter ward hinunter getragen. Mit geschlossenen Augen und vergrautem Gesicht, das von einem zottigen, bestäubten Bart umrahmt war, lag er auf der Bahre. Ein Granatsplitter hatte ihm den Unterschenkel am Knie fortgerissen und aus den Fugen der roten Hose und des Unterbeinkleides starrte das blutige Fleisch hervor. Die hin- und herpendelnde Laterne, die über dem wunden Manne hing, als die Bahre niedergesetzt wurde, ließ die tiefen Schatten wie lebende Wesen über den Körper laufen.

(Schluß folgt.)

R u n d s c h a u

Politisch-wirtschaftliche
Rundschau.

Von Dr. A. Ciffrin.

Hardens „Krieg und Friede“.

I.

Bis an den Hals steckt der Menschheit Leib in dem Ideensumpf traditioneller Gewalt. Ist umstrickt, verschnürt, kann körperlich sich nicht regen, kein Glied rühren. Ringsum steigt noch die Flut, und der schlammige Boden sinkt unter den Füßen . . . und, ein Hilfsloser auf treibendem Mast, späht er mit seinem Hirn in alle vier Richtungen, mit verängstetem, hohlängigem Zasterblick, nach der Taube mit dem Ölweig. Ein Wunder muß werden! Selbstverstümmelung hat orgiastisch genug gewütet und die Wurzel des Menschheitsbewußtseins von Millionen angefreßen und zernagt. Und Obrigkeiten gossen allemal SI dazu!

Die Scheide zweier Welten und Weltgesetze, der Ideenbruch von Gestern und Morgen offenbart sich mit jedem Tag und jeder Nacht, selbst dem nur halb geöffneten Auge und kündigt, daß

nahe Weltgeburt Ereignis werden muß. Gestern: Im Anfang war die Kraft! — Morgen: Im Anfang war der Geist! Heute dämmert der innere Sinn von der Suprematie des Geistes herauf, läutet dem pessimistischen Machtwort: der dunkle Willenstrieb hat sich im Chaos den Geist als Laterne angezündet, das Sterbeglücklein. Eine neue Welt muß erstehen. Aus Triebhaftem wird Treibendes, aus Keimendem Hoffnungsgeknosp. Nur eine ewig gestrige Gedankenwelt, die Kraft, Macht und Gewalt auf den Knien anbetete, konnte in dieses Labyrinth münden und dies erschreckende Trauerspiel der Menschheit offenbaren. Nur Geist kann wieder herausführen. Logos heißt der König von Morgen. Erwägen und denken; auf Jahrhunderte weiter denken — und abermals überdenken! Denken!

Über solche Station hinauszugehen, ohne auf den Geist-Leuchtturm heutiger Wüstenei stark bewußt hinzuweisen, ist unmöglich — und Verlust. T ä t i g e r G e i s t! Bildet die Politik für die Theorie, die in aller Welt tiefste Wurzeln schlug. Ein Fels, ein Ausguckturm auf dem Eiland. Kurt H i l l e r heißt seine Schrift: E i n d e n t

isches Herrenhaus*), ruft auf zum Bund der Geistigergerichteten, der den Geist „in den Stand der Macht zu setzen“ erstrebt — vorerstrebt, da sie kommen muß. Ein Magnet, der in den Sud buntgemischter Elemente gesenkt wird, um das wertige Metall auszuscheiden, zusammenzufassen, um . . . Macht, Triebkraft des Landes, der Welt, des Menschentums zu bilden. Ist edelster Reflektor unserer Zeit, nicht minder der kritischste, darum wertvolle Scheinwerfer in unsere Zeit. Ist Schwergewicht gegen Massengunst, Auftrieb gegen beharrenden Tiefgeist (nicht Geistesstiefe!) Unpolitischer. Dies lese jeder, der das ewige Ziel einer im Kriege abgehärmten, graugewordenen Menschheit am Horizonte ahnt, wisse jeder, der vermeint, Gewalt-Macht allein müsse, könne die Welt in Bann halten . . .

Denken! Für Jahrhunderte weiter denken!

Ein solches Geleit gab uns schon seit etwa zwei Jahren Maximilian Harden in seiner „Zukunft“. Und nun gibt er es uns neu wieder als Komplex tiefster Erkenntnisse, die berufen sind, das Erlebnis eines jeden Denkenden zu steigern und zu vertiefen, vollkommener, abgerundeter, von manchem Eintagsballast befreit, von Ewigkeitsdingen bereichert: „Krieg und Friede“.**)

Von allen, die in dieser Zeit über Politik schrieben oder Politik „machten“, hat keiner mit solcher Offenheit und solcher Inbrunst, solcher Konsequenz des Denkens den Kern des grausigen Weltgeschehens herauszuschälen gesucht wie Harden. Der lag hergekommener Denkweise, die sich selber nur im Lichte kennt, verborgen. Und überall wurde eifrig die Zunge geführt, um den Sinn des

Gedachten zu verdecken, statt ihn zu enthüllen. Auch diese Wortwaffen, die mehr denn je einen Lügenturm zu Babel auerwärts errichtet haben, gehören ins Arsenal gestriger Denkweise. Mit einer Wahrhaftigkeit, die keine Schonung kennt, einem Schürfungseifer ohne gleichen, mit tigerhafter Zähigkeit wird zu dem Kern gedrängt, der diese Welt zu Trümmer sprengte. Peter Schunawlows düster prophetisches Wort: In Bosnien liege der Zunder, der einst Europa in Flammen treibt, bildet die — einzige, fruchtbare — Basis für die Erkenntnis der „Kette von Geschehnissen“, die das gestrige Menschheitsband durchrissen, und bleibt die einzige Basis für den Aufbau der neuen Welt!

Die staatsmännische Enge, von Privatinteressen überladene, zusammengepferchte politische Weisheit gestriger Diplomaten, aus der das Pulver in die Menschheit geschleudert ward, muß aufgehen in der Erkenntnis, daß es mehr zwischen Mensch und Menschen gibt, als nur was sie Obrigkeit gegeneinander empfinden heißt. Sarajewo ist der Schlußpunkt einer zusammengebrochenen Denkweise und nur der Anfang fürchterlicher Konsequenzen. Diese Wurzeln, über die die Welt gestrauchelt ist, legt Harden bloß, leuchtet unerbittlich, klärend, menschlich in das Geäst hinein, in welches sich die Menschheit zu Selbstverstrümmelung verstrickte.

In festumrissenen, musterhaft zusammengebrängten Bildern, werden Handlungen, Irrtümer, Geschehnisse, führende Gestalten in den verschiedenen Ländern festgehalten. Sie bilden gleichsam die Leitersprossen, auf die man heraufzuklimmen hat, um die durchdringende Aussicht ins weite — öde — Land zusammengebrochener Menschheit zu besitzen. Und können starren ins leblose Gefüge, wie Jeremias über den rauchenden Trümmern Jerusalems.

*) Verlag Der Neue Geist, Leipzig, geb. 1.20 Mk.

**) Erich Reiß = Verlag, Berlin.

Harden führt uns durch breite Wege, dann durch schmale Nebengassen jüngster Geschichte in die unzerrüttbare Erkenntnis, daß eine neue Welt werden muß. Vieles ist im Werk vorhanden, das Harden den Namen einbringen könnte, er sei der Historiker der Neben-sächlichkeiten. Neben-sächliches — scheinbar Neben-sächliches indessen — treibt die Blüte in solche Üppigkeit, daß die Ideenalleen dem Auge oft unerkennbar werden. (Allein, die Überschriften sind hierbei die besten Wegweiser!) Man wird nie müde zu lesen, neu zu lesen, zu erforschen, sich in die Seitenwege zu vertiefen, die letzten Endes den Quell der Ereignisse speisen. Lebendigkeit der Darstellung rückt vieles Längst-vergessene so in die Bewußtseinschwelle der Gegenwart, daß das Urteil unmittelbarer, unbefangener wird.

Harden hat über manche Dinge früher anders gedacht und geschrieben, als er heute denkt und schreibt. Namentlich seine Stellung zur machtpolitischen Mentalität hat er ganz geändert. Ist's Schwäche? — Gerade das Gegenteil, dünkt mich, spricht aus solcher Eigenbefehrung. Mit dem ihm eigenen Mut hat er die „Bastille“ gestürmt. Nicht weil er sich geltender Meinung in Gegensatz bringen wollte — sondern, weil Menschheitsbewußtsein in der Welt Wiedergeburt und Auferstehung feiert. Dieser Mut, der Wahrheit furchtlos ins Antlitz zu sehen, ist Hardens beste Eigenschaft, die aus jeder Befennerzeile des Buches hervor-dringt. (Wohl ist einiges enthalten, das man sich nicht zu eigen machen mag, so z. B. die Wiederaufnahme der Mär vom Handelsneid Britanniens, die an die krasse, professorale Epizündigkeit von „Händler und Helden“ gemahnt!! Der Flug ins Große bleibt bestehen — und bei Neuauflagen wird manches noch, das dem Einzeltag gehört und das Bleibende flieht, herausfallen.)

Die großen Züge, der hohe Flug der Hardenschen Gedankengänge machen das Buch wertvoll, unvergänglich. Aus der Zeit geboren, mit der Zeit ins Riesengroße des Unvergänglichen, Imposanten gewachsen, um in die Zukunft als schönstes Dokument einer besonnenen Menschheit zu leuchten.

Harden hat von je in der Opposition gestanden, einst, mehr um der Opposition willen. Heute geht es um die tiefsten Dinge. Steht jenseits der Straße, die die „Heutigen“ weisen. Und überragt sie turmhoch. Weil er jene Höhe überschaut, jene Tiefe ergründet und erfüllt, die Menschheitsdurstige erfasst, die den ewig gestrigen Wahn der Gewalt begräbt und in hohe Ziele weist, nach denen sich die besonnenen Einzelnen, Familien, Völker sehnen. Menschheitsband! Und die jüngsten Worte in der „Zukunft“ klingen an: „Uns leuchtet, wärmt, durchdunstet es die von Wahnsinn ver-wüstete Welt.“ — „Jedes Volkes höchstes Strebenziel müsse sein, sich, wie es liegen will, betten zu dürfen und in Freiheit, von Anderen als sein, von ihm als Anderer Besitz geachteter, Freundschaft zu erwerben; alles Streben nach sittlich minder hohem Ziel sei fortan in Unfruchtbarkeit verflucht!“

Harden war in seiner Ganzheit immer nur ein Zerstörer. Jener Dämon produktiven Aufbaus war seinem Wesen fremd. Hier offenbart sich ein Wille, der das Leben zu Menschheitsdasein inbrünstig bejaht, aufbaut, als einer der Besten, für dieses Ziel stritt. Hier erscheint er neu, fruchtbar — darum bleibend!

Gar manches ist nicht für die unmittelbare nächste Zeit reif — und dem bleibt zu widersprechen. Aber das Buch ist erfüllt von dem unerschütterlichen Glauben an das Gute, an das Rechtsgefühl in der Menschheit. Was jeder Traditionsfreie hundertfach

empfang, das klingt aus Hardens Zeilen in Vollklang. In das helle Geläute nächster Zukunftsbahnung versenke sich ein jeder, es lese ein jeder dieses Bekennen zur Menschheit, ein jeder, der bewußt, leidend, menscheitsleidend diese Blutjahre durchgemacht. Es trägt ihn zu Erkenntnis und zu Sicherheit, daß eine neue Welt wird —.

II.

Die überragend schnelle Entwicklung der Technik — der Verwertungs- und Ausbeutungskunst des rein wissenschaftlich Erkannten — in den verflochtenen Jahrzehnten malt sich deutlich, gleichsam stationsweise, in einer Reihe von Persönlichkeiten ab. Organisationsfatorische Schöpfernaturen mit technischem Können, klarem Blick für die Realisierungsmöglichkeiten, Tatkraft für deren Verwirklichung. Eines hebt sie weit über die Höhe der Mitläufer ihrer Zeit hinaus: ihre Romantik. Jene Wucht, jene Lebendigkeit ihrer Phantasie, prophetisch, wie im Wetterleuchten weite Gebiete, Länder, Möglichkeiten, Resonanzen im Zusammenhang zu erblicken. Das läßt sie als Kinder ihrer Zeit gelten — und stempelt sie zu deren Vaten zugleich.

Auf dem Hintergrunde des industriellen Zeitalters läßt Felix Pinner das Wesen einer der bedeutendsten Schöpfernaturen erstehen und benennt das Buch: „Emil Rathenau und das elektrische Zeitalter“ (Akademische Verlagsgesellschaft m. b. H., Leipzig).

Dem Nur-Techniker jener Zeit Werner Siemens steht der Nur-Kaufmann Emil Rathenau gegenüber; und charakteristisch ist die Frage, die man oft gestellt, ob Rathenau überhaupt Ingenieur gewesen. Das Bild des Anfangs nur als Ingenieur sich betätigenden Rathenau wird menschlich, bis in intime Einzelheiten entworfen. Man kann an

der Jugend des Mannes nichts von der künftigen Größe des gewaltigen Organisations erkennen. Felix Pinner faßt das Wesen Rathenaus ganz dynamisch, aktiv, auf, fast losgelöst von der Umgebung. Er individualisiert die Schöpfertat, den Riesenerfolg Rathenaus, die allüberall dieser genialen Natur möglich gewesen wäre. Wenn auch von der Zeit und Umgebung begünstigt — die Pariser Weltausstellung stellt die Weiche seines Entwicklungsgleises — so ist Rathenau in nicht so ausgesprochenem Maße lediglich ein Produkt der Zeit. Wohl in ihr geboren, herausgewachsen, nicht von ihr hervor gebracht. Diese individualisierende Auffassung bringt uns die Gestalt Rathenaus menschlich außerordentlich nahe und läßt den mechanistisch organisierten Hintergrund gebührend abgerückt. So erhält das „elektrische Zeitalter“ in der fesselnd geschriebenen Darstellung etwas menschlich Leibhaftes, Lebendiges, etwas von einer allführenden Menschenseele, von einem Riesenpuls mit seinem Fieber und Wangen, mit seinen Krisen und Schwächen.

Man lese selber nach; man wird von der distanzierten Schilderung in das Zeitalter, in dem wir stehen, bewußt hineingetaucht, elektrisch durchpulst und staunt, mit welch verschlossenen Augen man durch diese größte technisch-wirtschaftliche Revolution schreitet.

Eine Fülle von Kenntnissen, die in das Gefüge des Zeitalters Einblick gewähren (mir erscheint das Privatwirtschaftliche ein wenig zu stark betont), persönliche Erfahrungen des Verfassers, wissenschaftlicher Weitblick und an die Wurzel setzende Kritik, menschlich liebevolle Behandlung menschlicher Züge, machen das Buch außerordentlich wertvoll.

Die Entwicklung des größten Wirtschaftszweiges, der technisch wirtschaft-

lichen verwerteten Elektrizität, die unsere ganze moderne Wirtschaft mit Licht und Kraft durchwebt, ist in bleibenden Zügen von kritischem, wissenschaftlich durchdringendem Geist der Mit- und Nachwelt gegeben. Dem Verfasser, dem das Werk voll gelungen ist, wird Wirtschaft und Wissenschaft Dank wissen.

Rundschau der Kriegsliteratur XXXVII.

Von Dr. jur. Kurt Ed. Imberg.

Biel, sehr viel sogar ist in den letzten Jahren über Belgien geschrieben worden, und doch gibt es wenig Bücher über dieses Thema, die verdienen, von weiteren Kreisen gelesen zu werden, und die der Mühe des Lesens in dieser mit Neuerscheinungen so reich gesegneten Zeit der Papierknappheit wert sind. Das neue im Verlage von V. G. Teubner (Leipzig) über „Belgiens Volkswirtschaft“ erschienene Werk darf man wohl zu den genannten wenigen guten, lezenswerten Büchern über Belgien rechnen. In Verbindung mit einer Anzahl von Spezialisten, dem Geh. Regierungsrat Dr. Karl Bittmann, dem bayerischen Ministerialrat Geh. Rat Dr. Josef v. Graßmann, Dr. Georg Jahn, dem bekannten Hamburger Professor Dr. Karl Rathgen und Dr. Fritz Schulte, haben Prof. Dr. Hans Gehrig, zur Zeit in Brüssel, und der ebenfalls bei der deutschen Verwaltung in Brüssel tätige Hallenser Nationalökonom Prof. Dr. Heinrich Waentig hier ein Sammelwerk herausgegeben, das in knapper, aber leicht verständlicher Form alle Seiten der belgischen Volkswirtschaft behandelt und dem Leser einen trefflichen Einblick gewährt in das so inter-

essante Wirtschaftsleben des kleinen, aber wirtschaftlich so reichen Landes im Nordwesten der deutschen Grenzen, in die belgischen Zustände, die — wie die Herausgeber im Vorwort leider mit Recht bemerken — „für die große Menge des deutschen Volkes, auch die Kreise der sogenannten Gebildeten . . . ein Buch mit sieben Siegeln“ waren.

Der erste Teil bietet eine geschichtliche Übersicht über die Entwicklung der belgischen Volkswirtschaft von 1715 bis 1908 aus der Feder von Professor Waentig. In kurzen Zügen zeigt der Verfasser die Entstehung der belgischen Volkswirtschaft in der österreichischen Zeit, unter der französischen Herrschaft um die Jahrhundertwende und während der nur 15 Jahre dauernden, auf dem Wiener Kongresse dekretierten Vereinigung mit dem Königreich der Niederlande, sowie den nach der Lösung dieser künstlichen Verbindung einsetzenden Kampf um die wirtschaftliche Unabhängigkeit, der zunächst zu einer Schutzollära griff, bald jedoch infolge äußerer Umstände zum Freihandel überging. Alsdann behandelt Waentig die wirtschaftliche Expansion in den letzten vierzig Jahren seit 1863, der Thronbesteigung Leopolds II., dessen wirtschaftlichem Talente er vollauf Gerechtigkeit zuteil werden läßt, und dem Belgien jenen Stand in der Weltwirtschaft verdankt, den es vor dem Weltkriege eingenommen hat. — Der zweite Teil, der Dr. Jahn und Prof. Dr. Gehrig zu Verfassern hat, beschäftigt sich mit den Grundlagen der belgischen Volkswirtschaft, der Bevölkerung und ihrer sozialen Gliederung, sowie den wirtschaftspolitischen und sozialen Triebkräften, insbesondere mit den politischen Parteien und ihrer Stellungnahme zum Wirtschaftsleben. — Der folgende Abschnitt ist dem Aufbau der belgischen Volkswirtschaft gewidmet und schildert die Landwirtschaft, den Bergbau, die heutige Industrie — diese

Teile aus der Feder von Dr. Jahn — sowie die Sozialpolitik, welsch letztere Geheimrat Bittmann bearbeitet hat. Weiterhin behandelt Prof. Waentig den Handel, Ministerialrat von Graßmann das Verkehrswesen, Eisenbahnen, Post und Telegraphen, Seeverkehr und die in reichlichstem Maße im Lande vorhandenen Wasserstraßen, Dr. Schulte und Prof. Gehrig das Geld-, Bank- und Börsenwesen und Prof. Rathgen den Kolonialbesitz. — Im vierten Teile gibt endlich wiederum Prof. Waentig interessante Rückblicke und Ausblicke, die wohl allgemein von Interesse sein dürften. Ein recht ausführlicher Literaturnachweis von Prof. Gehrig, ein gutangelegtes, übersichtliches Personen- und Sachverzeichnis, sowie — es sei dies besonders mit Dank begrüßt — eine Karte Belgiens vom wirtschaftlichen Standpunkte aus erhöhen den Wert des Werkes.

Im einzelnen auf die verschiedenen Abschnitte einzugehen, verbietet leider der Raummangel. Wir müssen es uns daher versagen, ausführlicher den interessanten, lehrreichen Inhalt des Buches wiederzugeben, und möchten unseren Lesern nur empfehlen, selbst das Buch zur Hand zu nehmen und sich von dem Werk und von dem reichen Inhalte des Werkes zu überzeugen, das seiner von den Herausgebern gegebenen Bestimmung vollauf gerecht wird: eine klaffende Lücke in der volkswirtschaftlichen Literatur auszufüllen.

* * *

Fünf Bändchen österreichischer Geschichte sind in der weitverbreiteten und allseitig rühmlich bekannten Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ (Verlag von B. G. Teubner, Leipzig-Berlin) erschienen. Ihr Verfasser ist Richard Charmaß, der sich als Geschichtsschreiber bereits einen guten Namen geschaffen hat, und dessen auch an

dieser Stelle besprochene Biographie des österreichischen Ministers von Bruck allseitig freundlichste Aufnahme gefunden hat. Die ersten beiden Bände (Nr. 651 und 652) behandeln „Österreichs innere Geschichte von 1848 bis 1895“, die Bände 653 und 654 die „Geschichte der auswärtigen Politik im 19. Jahrhundert“, während der letzte Band (655) „Österreichs äußere und innere Politik von 1895 bis 1914“ schildert. Die ersten beiden Bände bilden bereits die dritte, die Bände über die auswärtige Politik die zweite Auflage; dies zeigt schon ohne Kommentar, daß diese österreichische Geschichte beim Publikum Anklang gefunden haben muß. Dankenswerterweise hat Charmaß sich entschlossen, seine früheren Arbeiten bis zum Ausbruch des Weltkrieges fortzuführen, und um die einzelnen Bände nicht unhandlich zu machen, einen fünften Teil hinzuzufügen, der sich mit der äußeren und inneren Politik Österreichs in der jüngsten Zeit befaßt. Die Anordnung des Stoffes hat der Verfasser bei dieser Neuauflage etwas geändert, und man kann diese „Umgruppierung“ wohl als eine recht glückliche bezeichnen. Der an vielen Stellen reichlich vermehrte Stoff ist in geschickter, klarer, übersichtlicher Weise geordnet und gewährt dem Leser einen trefflichen Einblick in die Geschichte unserer Bundesgenossen. Vielleicht findet sich Charmaß noch bereit, auch noch zur Vollständigkeit die innere Geschichte seines Vaterlandes vom Wiener Kongreß bis zur Revolution von 1848 zu schreiben; er würde hierdurch sicherlich vielen einen großen Dienst erweisen und die Teubnersche Sammlung um einen neuen interessanten Band bereichern.

Von der schon des öfteren an dieser Stelle genannten Sammlung „Aus Österreichs Vergangenheit“, die im Schulwissenschaftlichen Verlage A. Haase in Leipzig veröffentlicht wird,

liegen zwei neue Hefchen vor. Das 13. Hef, als dessen Verfasser Schulrat Anton Weiß zeichnet, und das den Titel „Das Werden unserer Volksschule“ führt, gibt eine Auswahl der Vorschriften und Gesetze über das Werden und über die Entwicklung der Volksschule in den österreichischen Ländern, die anfangs in den einzelnen Kronländern, ja sogar vielfach in den einzelnen Städten verschieden geregelt war und erst im Jahre 1774 zu einer österreichischen „Reichsvolksschule“, wie sich der Verfasser in der kurzen geschichtlichen Einleitung ausdrückt, die er den Urkunden vorausschickt, geworden ist. Dieser Zeit vor der Vereinheitlichung entstammen die Urkunden, Gesetze, Beschlüsse, Schulpläne und Schulordnungen, die Weiß in dieser kleinen Sammlung vereinigt hat.

Das 14. Hef gibt einen Einblick in „Das Siedlungswesen der Deutschen in Mähren und Schlessen bis zum 14. Jahrhundert“. Prof. Dr. Hans Reutter hat hier eine kleine Auswahl aus den recht zahlreichen Urkunden über die Siedlungsgeschichte des Deutschtums in Mähren und Schlessen zusammengestellt. Auch diesem Bande ist wie den früheren eine geschickte, knappe Auswahl eigen, die die Lektüre nicht zu erschwerend gestaltet und die auch demjenigen, dem nicht viel Zeit zur Verfügung steht, gestattet, sich mit diesem Problem zu beschäftigen. —

Als 22. Hef der „Kriegspolitischen Einzelschriften“, die bei der Verlagsbuchhandlung C. A. Schwetschke & Sohn in Berlin erscheinen, veröffentlicht Dr. Julius Bunzel eine Arbeit: „Ungarn und wir.“ In freimütigster Weise gibt der Verfasser ein Bild von den Beziehungen zwischen Ungarn und Deutschen im Verlaufe der Jahrhunderte. Er schildert die Kämpfe der Ungarn mit den Deutschen, ihre Einfälle in das Gebiet des Deutschen

Reiches, die Zeit der Türkenkriege und die schließliche Vereinigung des Ungarlandes mit der Habsburgischen Monarchie. Von besonderem Interesse sind die Ausführungen über die Lage der Deutschen in Ungarn selbst und ihre Behandlung durch die Magyaren, die meist alles andere als wohlwollend war. Auch die Schlüsse, die der Verfasser für die deutsch-ungarischen Beziehungen nach dem Kriege zieht, sind lesenswert, mögen sie auch hier und da als etwas zu optimistisch erscheinen. Recht wünschenswert wäre es, wenn der Verfasser auf S. 164 einen ihm oder dem Setzer unterlaufenen Fehler verbessern würde; denn von Barrikadenkämpfen in den Straßen von Berlin nach dem Kriege von 1870/71 ist uns nichts bekannt, und soll wohl „Paris“ heißen. Immerhin wäre es recht gut, dieses Versehen abzuändern, schon damit nicht ein amerikanischer oder französischer Gelehrter auf den Gedanken kommt — und dies ist jetzt auf der gegnerischen Seite wiederholt passiert — und, sich hierauf stützend, ein Buch über die Berliner Revolution von 1871 schreibt. —

Über Bulgarien sind neuerdings zwei Bücher erschienen, von denen das eine Beachtung verdient. Es enthält unter dem Titel „Die bulgarische Nation und der Weltkrieg“ gesammelte Aufsätze des Universitätsprofessors in Sofia Dr. Iv. Gheorgow und ist von der deutsch-bulgarischen Gesellschaft, die sich dankenswerterweise auch eine gleichsam „innere“ Fühlungnahme zwischen Deutschen und Bulgaren anlegen sein läßt, im Verlage A. Hoffmann (Berlin) herausgegeben. Diese Aufsätze befassen sich zum größten Teil mit der äußeren Politik Bulgariens, insbesondere mit jenem Problem, das seit Jahren im Mittelpunkt dieser Politik steht: der mazedonischen Frage. Aber auch andere interessante Fragen hat der Verfasser in diesen

Auffäßen behandelt, so vor allem die Stellung Bulgariens zu seinen Nachbarvölkern und zu den Staaten des Vierbundes. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß der bekannte Reichstagsabgeordnete Dr. G. Stresemann diesem Buche ein kurzes, aber lesenswertes Vorwort vorausgeschickt hat, in dem er auf die Wichtigkeit guter Beziehungen zwischen Deutschland und Bulgarien hinweist.

Weniger wichtig ist die zweite Schrift „Die Bulgaren im südwestlichen Morawagebiet im Jahre 1858“, die A. Teodoroff-Balan im Verlage von M. Paskaleff & Co. in Sofia veröffentlicht. Sie befaßt sich mit den Reisen des Österreichers Johann von Hahn in das Morawagebiet und sucht — nicht immer in sehr geschickter Weise — an Hand der von Hahn herausgegebenen Schriften zu beweisen, daß diese Gebiete zum großen Teil von Bulgaren bewohnt werden und infolgedessen beim Friedensschluß Bulgarien zugesprochen werden müssen. —

* * *

„Mandevilles Bienenfabel“, die letzten Gründe einer wissenschaftlich geleiteten Politik gibt der Berliner Rechtsgelehrte Prof. Dr. Rudolf Stammeler im 5. Hefte von „Reichs deutschen Schriften“ (Otto Reichs Verlag, Berlin). Die etwa 200 Jahre alte Bienenfabel Mandevilles will bekanntlich zeigen, auf welchem Wege ein Staat zu Reichtum und Macht gelangen kann. Die dabei zugrunde liegende englische Rechtsphilosophie hat mehrfach auch in Deutschland Wurzeln geschlagen. Ihre kritische Betrachtung führt zu den prinzipiellen Erörterungen dessen, was wir soziale Frage nennen. Der Verfasser zeigt dieses in der vorliegenden Schrift in einer für weiteste Kreise bestimmten Art und Form; er

wirft die Frage nach dem Maßstabe auf, an dem man überhaupt erst feststellen kann, ob eine politische Bestrebung grundsätzlich berechtigt ist oder nicht, und zieht aus der abschließenden Beantwortung dieser Frage die notwendigen Folgerungen für eine wissenschaftlich geleitete Politik.

Als 6. Heft der von M. Hohm im Verlage von Eugen Diederichs in Jena herausgegebenen Schriftenreihe: „Der Tag des Deutschen“ erscheint vom Herausgeber selbst eine erste Auswahl aus der „Deutschen Korrespondenz“ unter dem Titel: „Vaterlands politik“. Wenn man auch vielen Ausführungen und Behauptungen Hohoms die Zustimmung versagen mag, so bieten sie doch zweifellos manche interessante und beherzigenswerte Punkte, die uns als lesenswert erscheinen.

* * *

Von Dr. Georg Wilhelm Schiele ist unter dem Titel „Waffensieg und Wirtschaftskrieg“ im Verlage „Das größere Deutschland“ (Dresden) eine Rede erschienen, die er im April 1918 auf Veranlassung der Handelskammer für Essen, Oberhausen und Mülheim a. d. Ruhr in letzterem Orte sowie auf der Tagung des Gesamtvorstandes des Alldeutschen Verbandes im gleichen Monat in Berlin gehalten hat. Der letztere Umstand dürfte manchen Leser zunächst stutzig machen; aber die Lektüre dieser kleinen Schrift wird ihn bald eines Besseren belehren; denn die meisten von Schiele vorgebrachten Gedanken wird man ohne weiteres unterschreiben können. Der Verfasser kommt in seinen Ausführungen zu dem Ergebnis, daß die während des Krieges erforderlich gewordene Kriegswirtschaft, je länger sie dauert, „zu einem inneren deutschen Wirtschaftskrieg“ führen wird. „Der Erfolg wird sein ein Leichenfeld von Mittelstandseristenzen“.

Dies aber wäre ein schweres Unglück und ein grober Fehler. „Der Staat soll nicht wirtschaften, er soll zwischen sich und die Wirtschaft möglichst viel lebendige und freie Existenzen setzen“, jegliche Bureaufratifizierung der Wirtschaftspolitik muß vermieden werden, da sie unweigerlich früher oder später zu einem „lebens-tötenden Kommunismus“ führt. Die Vernichtung des deutschen Kaufmannsstandes, das ist es, was sich unsere Feinde zum Ziel gesetzt haben. Dagegen kämpfen wir, und wie sollten wir da ihnen Vorschub leisten wollen, indem wir selbst unseren Kaufmannsstand durch „papierne Ketten einer unnützen Bureaufratie“ fesseln, die ihm zum Verderben gereichen müssen!

Die gleichen Grundsätze vertritt Schiele auch in einem anderen, „die Unentbehrlichkeit des freien Handels“ betitelten Aufsätze, der in einem von der „Vereinigung für staatsbürgerliche Erziehung“ veröffentlichten Buche „Fragen der Kriegsernährungspolitik“ erschienen ist. Dasselbe Buch bietet auch noch eine ähnliche Forderungen aufstellende Arbeit von Dr. Felix Vorchardt über den „Handel als Befreier der Lebensmittellorganisation“.

Dr. Rudolf Dalberg, dessen Buch „Die Entthronung des Geldes“ wir seinerzeit zu besprechen Gelegenheit genommen haben, veröffentlicht im Verlage von Puttkammer & Mühlbrecht (Berlin) eine neue Schrift über „Die Entwertung des Geldes“, in der der Verfasser die Einwirkungen von Kreditanspannung und Geldumlauf auf Preisniveau und Valutastand untersucht. Dalberg beschäftigt sich in diesem zweiten Buche in der Hauptsache mit dem Inflationsproblem, d. h. „der Klarlegung derjenigen Umstände und Kräfte, welche Preise und Valuta nicht von der Marktlage der einzelnen Güter aus, sondern von der Finanzlage der ganzen Volkswirtschaft aus beeinflus-

sen“. In erster Linie verfolgt auch diese neue Arbeit Dalbergs theoretische Ziele; die Ergebnisse, zu denen er in seiner Untersuchung gelangt, sind jedoch auch von wesentlicher praktischer Bedeutung für die finanzielle Krieges- und Übergangswirtschaft. Schon aus diesem Grunde dürfte sich auch diese Schrift des Verfassers viele Leser erwerben und in den Fachkreisen dieselbe Beachtung finden, die seiner früheren Arbeit zuteil geworden ist.

Als 34./35. Heft der „Flugschriften für Österreich-Ungarns Erwachen“, die bei Ed. Strache in Wien-Barnsdorf verlegt werden, und von denen wir früher die ersten Hefte besprochen haben, veröffentlicht Staatsbahnrat a. D. Dr. Viktor Krafauer eine Abhandlung über „Das Verkehrs-wesen nach dem Kriege“. Er weist vor allem darauf hin, daß das Ende des Krieges gleichzeitig die Wiedereröffnung des uneingeschränkten zwischenstaatlichen Verkehrs bedeuten wird, da doch der Schiffsahrts-, Bahn- und Nachrichtenverkehr seinem ganzen Wesen nach international sei, so daß er nicht von den Grenzpfählen der einzelnen Staaten umfriedet, nicht vom Weltverkehr abgeschlossen werden könne. Überdies sei der Verkehrstrieb in der jetzigen Entwicklungsstufe der Menschheit so mächtig, daß er befriedigt werden müsse, trotz aller Bestrebungen, die etwa dagegen gerichtet werden sollten. Der Verfasser erkennt nicht, daß sich diesem Verkehrsbedürfnisse in der ersten Zeit nach dem Kriege erhebliche Schwierigkeiten entgegenstellen werden. Der Verfasser gibt dann zugleich Mittel und Wege an, zu denen man rechtzeitig greifen sollte, damit Österreich den großen Aufgaben der Zukunft gewachsen sei und in allen Verkehrszweigen Gedeihendes zu leisten vermöge. „Die Kohlenversorgung Europas“ behandelt Ingenieur A. H. Goldreich in einer ausführlichen, gründ-

lichen Abhandlung, die auch für den gebildeten Laien leicht verständlich ist. Sie ist im Verlage von Urban & Schwarzenberg (Berlin und Wien) erschienen. Der Verfasser will mit seinen Ausführungen dem Leser eine Vorstellung verschaffen über die Bedeutung der Kohle als Kraftquelle in der Weltwirtschaft. In sehr fleißiger Arbeit hat er das bisher verstreute statistische Material zusammengestellt. Im ersten Abschnitt beschäftigt sich Goldreich mit dem Kohlenbergbau und seiner Bedeutung in der Wirtschaftspolitik. Er bespricht hier den Kohlenvorrat der Erde, die Kohlenproduktion und den Kohlenverbrauch Europas, die Einfuhr und Ausfuhr von Kohlen bei den Ententemächten einerseits und bei den Zentralmächten andererseits. Ferner behandelt er die Koksproduktion, die Eisenerzgewinnung, die Roheisen- und Stahlerzeugung Europas, sowie die Weltkonkurrenz in der Kohlenproduktion vor dem Weltkriege. Der zweite Abschnitt trägt die Überschrift „Eisenbahn und Kohlenbergbau im Lichte der Volkswirtschaft“. Der dritte Abschnitt endlich behandelt „Die Kohlennot Europas“. Goldreich setzt sich hier mit den Wirtschaftsproblemen auseinander, um für die Zeit nach dem Kriege die großen Möglichkeiten der Kohlenverwertung aufzuweisen und einen europäischen Kohlenverteilungsplan zu fordern. Ein Nachtrag behandelt noch die Novelle zum österreichischen Allgemeinen Berggesetz, die während der Drucklegung des Werkes im österreichischen Parlamente eingebracht ist. Der Verfasser lehnt in seiner Darstellung den Staat als Unternehmer ab mit der Forderung der vollen Bergbaufreiheit, wobei er u. a. besonders gegen Nathenaus Schrift „Neue Wirtschaft“ Stellung nimmt. Nicht unerwähnt mag bleiben, daß das Buch mit 44 Textabbildungen geschmückt ist, die teils graphische Darstellungen zu den stati-

stischen Abschnitten bilden, teils Bilder aus der Grubenarbeit wiedergeben. —

Einen interessanten Beitrag zur neuesten Entwicklung der japanischen Außenhandelsförderung bietet die vom deutschen Überseedienst in Berlin herausgegebene, von Dr. Th. Schuchart bearbeitete Schrift „Japans Rüstung für den Handelskrieg“. Der wirtschaftliche Aufschwung des Mikadoreiches während des Krieges ist ganz außerordentlich groß gewesen; in Südamerika, Ostasien, Indien und Australien nimmt der japanische Handel immer mehr zu, seine Finanzen, die bisher niemals besonders rosig aussahen, sind so günstig wie nie zuvor, kurz, die weise Zurückhaltung, die die japanische Regierung trotz aller Bitten und Vorstellungen seitens seiner Bundesgenossen in der Beteiligung am Kriege bis jetzt geübt hat, und die sie auch nur aufgeben wird in rein egoistischem Interesse, diese Zurückhaltung hat Japans Volkswirtschaft, seinen Handel und seine Industrie gestärkt und sie auf fast allen Märkten zu einem gefährlichen Konkurrenten gemacht. Das Material, das über diesen wirtschaftlichen Aufschwung Japans bei uns zur Verfügung steht, ist naturgemäß recht bescheiden und lückenhaft. Aus diesem Grunde konnte der Verfasser auch keine abgeschlossene Abhandlung geben, sondern mußte sich darauf beschränken, das vorhandene Material zu sammeln und zu verarbeiten; immerhin enthält sie das Wesentliche von dem, was zur Beurteilung der japanischen Rüstung für den Handelskrieg und der Entwicklung der japanischen Außenhandelsförderung zur Zeit wichtig und von Belang ist.

Zum Schluß seien noch zwei Bücher wenigstens ganz kurz genannt. Superintendent H. Braun gibt in seiner bei Otto Neunich (München-Leipzig) verlegten „Dispreußen-Chronik“ fesselnde Bilder aus der ersten Zeit des

Krieges, als die russischen Horden in Ostpreußen müteten, brandschatzten und mordeten, bis sie von Hindenburg für immer aus dem deutschen Lande vertrieben wurden.

Das zweite Buch sind die „Kindheitserinnerungen“ des vor nicht allzu langer Zeit verstorbenen Leipziger Historikers Karl Lamprecht, die im Verlage von Friedr. Andreas Perthes in Gotha von den beiden Töchtern des Verstorbenen herausgegeben worden sind. Auf diesen Blättern erzählt Lamprecht seine ersten Lebensjahre, die er in dem kleinen Städtchen Jessen verlebt hat, wo sein Vater Oberpfarrer war. Abgesehen von seinen persönlichen Erlebnissen gibt Lamprecht in dieser Schrift, die wohl als Beginn einer Autobiographie gedacht war, ein lebhaftes Bild von dem deutschen Kleinstadtleben um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts. Alle, die die Schriften Lamprechts schätzen und lieben gelernt haben, werden auch dieses Büchlein mit Interesse lesen.

Literarische Rundschau.

Von Prof. Dr. Heinrich Brömse.

In der Aufklärung wurzelt unsere klassische Dichtung, von ihr empfängt sie den Gedanken der Ausbildung zu reinem Menschentum, von ihr den weltbürgerlichen Geist, der das staatliche Leben gleichgültig oder mit Abneigung betrachtet. Dazu wirkt das Vorbild der Ferne, des griechischen Altertums, so mächtig, daß ihm gegenüber das eigene Volkstum und Vaterland zurücktritt. So sehr wir auch deutsches Wesen mit seiner Innerlichkeit und seinem Reichtum in der klassischen Dichtung ausgedrückt sehen

mögen, Staatsbewußtsein und nationales Empfinden bilden nicht ihre Stärke. Wo sich das Vaterlandsgefühl noch am schönsten verkörpert, wird es — in der „Jungfrau von Orleans“ — an fremdes Volkstum angeknüpft, oder es dient — im „Tell“ — zur Verherrlichung eines Kampfes, der die Trennung eines deutschen Landes vom deutschen Reich einleitete. Die Not der Zeit weckt auch in der Dichtung neues Leben, und wunderbar wirken damit zusammen zwei starke und tiefste Wirkung ausübende Strömungen des deutschen Geistes: die idealistischen Nachfolger Kants lehren wahrhaft geschichtlich denken und begründen als unverlierbaren Besitz deutscher Weltanschauung das Bewußtsein vom Staat als dem wichtigsten Schauplatz zugleich und Gebilde des geschichtlichen Lebens; die Romantik leitet in Kunst und Wissenschaft dazu, die eigene Überlieferung und das eigene Volkstum zu erfassen. Wie sich so im neunzehnten Jahrhundert die deutsche Literatur neu gestaltet, zeigt in anregendem Überblick die Schrift von Johann Georg Sprengel „Das Staatsbewußtsein in der deutschen Dichtung seit Heinrich von Kleist“ (Leipzig und Berlin, W. G. Teubner, 1918). Bei solchen Betrachtungen, die von einem einzigen Gesichtspunkte aus angestellt werden, pflegt es nicht auszubleiben, daß manches einseitig oder übertrieben wirkt. Auch diese Schrift ist nicht frei davon. Es scheint mir, daß die Bezüge, besonders die des Staatsbewußtseins und des völkischen Empfindens, nicht reinlich genug geschieden sind, daß die Anordnung des Stoffes zum Teil unübersichtlich ist, daß in manchen Einzelheiten Bedenken erlaubt sind, aber im ganzen ist die Darstellung in ihrer zugleich wissenschaftlich begründeten und warmherzigen Art wohl geeignet, aufzuklären und aufzu-

rütteln. Von besonderem Wert und Nachdruck sind die Ausführungen über Kleist, Hebbel, Grillparzer, E. F. Meyer, Keller und Eliencron. Unmittelbarste Bedeutung haben diese Betrachtungen für Unterricht und Erziehung. Der Verfasser zeigt klar, wie notwendig politische Erziehung, wie wichtig die Dichtkunst für die Bildung des Staatsbewußtseins, wie wünschenswert es ist, daß neben die Werte des älteren weltbürgerlichen Idealismus die des volks- und staatsbewußten Idealismus im neunzehnten Jahrhundert treten.

Der Kleistliteratur, die auch durch Sprengels Buch bereichert wird, ist eine Arbeit von Karl Wächter gewidmet: „Kleist Michael Kohlhaas, ein Beitrag zu seiner Entwicklungsgeschichte“ (Weimar, A. Duncker, 1918). Die Erzählung ist in zwei Fassungen überliefert, die vielfach voneinander abweichen, als Bruchstück in der Zeitschrift „Phöbus“, vollständig im ersten Band der Erzählungen. Durch sorgfältige Prüfung des Textes gelingt es Wächter, durchweg überzeugend darzulegen, wie den Grundanlagen nach die nicht erhaltene Urfassung auszugehen habe. Gründlich und geschmackvoll ist auch die Untersuchung über die Quellen des Werkes, nicht nur die stofflichen, sondern auch die wichtigeren ideengeschichtlichen, wobei Kants Einfluß auf den Dichter neu beleuchtet wird. Die ganze Arbeit führt tief in die Geheimnisse der Dichterwerkstatt und lehrt Leitgedanken und künstlerischen Wert der Novelle besser erkennen.

Die Tagebuchblätter des badischen Volkschriftstellers Heinrich Hansjakob, „Feierabend“ (Stuttgart, Adolf Bonz & Co., 1918), werden den Freunden ihres urwüchsigen Verfassers willkommen sein. Die Eintragungen stammen aus den letzten Lebensjahren, die Hansjakob, nachdem er

sein Amt als Freiburger Stadtpfarrer niedergelegt hatte, auf seinem „Freihof“ in Haslach verbrachte. „Feierabend“, das heißt hier nicht friedvolles Behagen, nicht milde und stille Altersweisheit. Gelegentlich mischt sich wohl solche Stimmung ein, aber im ganzen ist Hansjakob als Greis geblieben, was er immer war: voll knorriger Kraft wie die Bauern seiner Dorfgeschichten, voll von Unruhe des Geistes, von Schrullen und Widersprüchen, eine Kämpfernatur, ein pessimistischer Humorist. So hören wir hier, wie er sein Altersheim baut, wie er darin haust, wie er nicht ohne Verbitterung Erinnerungen aus der Jugend und dem Mannesalter auskratzt, wie er sich mit Menschen, Büchern, politischen und kirchlichen Zeitströmungen auseinandersetzt und wie er die letzte große Erschütterung seines Daseins, den Weltkrieg, erlebt. Und der alte Preussenhasser bekennt: „Ja, nehme seit dem Kriege, den das perfide England in Gesellschaft von Mordbuben und von erkaufte Ministern verführten Völkern gegen uns in Szene gesetzt hat, alles zurück, was ich gegen den preussischen Militarismus, der jetzt unsere Rettung ist, geschrieben habe.“

In Norddeutschland ist Hansjakob trotz einer langen Reihe von Werken und trotz zahlreicher Auflagen weniger bekannt, als dieser Nachfahre Jeremias Gotthelfs es wohl verdiente. Wer sich näher über ihn unterrichten will, dem kann ein Landsmann des Dichters, Joh. Karl Kempf, mit seinem liebevollen Buch „Heinrich Hansjakob. Sein Leben, Wirken und Dichten“ Führerdienste erweisen, wenn man auch nicht allen Wertungen beipflichten wird.

Einer der besten Kenner des flämischen Schrifttums, Franz Jostes, veröffentlicht zwei gute Darstellungen „Die flämische Literatur im Überblick. Mit besonderer Berücksichti-

sichtigung von Guido Gezelle" und „Hendrik Conscience" (Schriften der Gesellschaft zur Pflege der deutsch-flämischen Beziehungen, Heft 1 und 2, M. Gladbach, 1917, Volksvereins-Verlag). Das erste Heft zieht dankenswerter Weise auch die Literatur der älteren Zeit in den Rahmen der Betrachtung und fügt ansprechende Verdeutschungen einiger Gedichte von Gezelle bei. Im zweiten Heft wird mit Sachkenntnis und Liebe ein Bild vom Leben und Schaffen des großen Dichters und Volksmannes Conscience gezeichnet, der, wie kaum ein anderer, das Herz der Flamen gewonnen und auch die Gunst des Auslandes erlangt hat. Beide Schriften sind allgemeinverständlich, setzen aber doch Leser voraus, die mehr als bloße Plaudereien erwarten.

Daß es für uns Deutsche mit verhältnismäßig geringer Mühe möglich ist, das flämische Schrifttum im Urwortlaut kennen zu lernen, ist kaum allgemein genügend bekannt. So sei die Gelegenheit benutzt, um auf ein Hilfsmittel dazu hinzuweisen, das in demselben Verlage erschienene Werk von Heinrich Verbeek „Flämisch für alle Deutschen. Eine Anleitung zum leichten Erlernen der flämischen Sprache". Besonders ausführlich werden die Lautgesetze behandelt, durch die sich das Flämische, ein Zweig der niederdeutschen Sprache, vom Hochdeutschen unterscheidet. Umfangreiche Listen von Beispielswörtern erläutern die Darstellung. Eine Reihe von Lesestücken macht den Beschluß. Aussprachebezeichnungen hätten reichlicher gegeben werden können.

* * *

Von neuer Lyrik. Als wohlmeinender und leidlich reimender Kunstliebhaber erscheint Heinrich Hüsserl in seinem Buch „Heilige Stunden" (Wien und Leipzig,

1918, Deutsch-Österreichischer Verlag). Man kann aus den Gedichten entnehmen, daß ihr Verfasser ein Mann aus dem Geschäftsleben ist, der „plötzlich zum Dichter" geschaffen zu sein glaubt. Es ist ein Irrglaube.

Höher steht das Können von Paul Rokjov („Heimatglocken im Weltenturm. Dichtungen." Brandenburg (Havel), Neuland-Verlag). Man wird wohl durch schiefe Gedanken und schiefe Bilder gestört, manche Gedichte erscheinen nichtsagend, und auch die besten sind nicht frei von wohlfeilen Wendungen, aber Gemühtiefe und Naturandacht finden doch häufig stimmungsvollen Ausdruck, und das einleitende Gedicht „Meiner Mutter" würde ohne den schwülstigen Schluß als reifes Kunstwerk gelten können. Beigefügt sind den Liedern eine hoffnungslose „Lyrische Szene" und Novellen, die in Einzelheiten Vertrauen erwecken.

Dichterisch am eigenartigsten, wenn auch im Ausdruck oft gehemmt, ist Konrad Vänniger („Weltgarten. Gedichte", Zürich, 1918, Rascher & Co.). Hier steigert sich das Naturgefühl zu einer manchmal fast krankhaft anmutenden Verliebtheit in die Natur, in Berg und Fluß, in Pflanzen und Tiere. Der Dichter ist ein Feind alles Rohen, überempfindlich bei jeder Verührung mit der Außenwelt, ein unermüdlich fröhlicher Lebenshaber alles Zarten und Kindlichen, der immer wieder in der Natur Zuflucht und Verückung sucht und findet. Er „vergeht atemlos an" einem weißen Windspiel, er zittert mit jedem Blatt, fühlt sich vom Krähenflug berauscht, versenkt sich beglückt in die „Ziergebärde" eines Tannenzweigs, und alle Erscheinungen der Natur, mehr noch die kleinen als die großen, werden ihm zu heiliger Offenbarung, zu heilender Läuterung, zu einer Verschmelzung des eigenen Wesens mit der Natur.

Manche schön dahinrauschende Strophe erinnert an Hölderlin, der mystische Geist des Ganzen an Novalis. Trotz unlegbarer Unvollkommenheiten und Verschrobenheiten zeugt das Werk von selbständiger und verheißungsvoller Dichterkraft.

* * *

Bemerkenswert sind zwei kunstgeschichtliche Werke aus dem Verlage von Benno Schwabe & Co., Basel. Auf gründlichem Wissen und feinem Verständnis beruht die Arbeit von Ulrich Christoffel „Der schriftliche Nachlaß des Anton Raphael Mengs. Ein Beitrag zur Erklärung des Kunstempfindens im späteren 18. Jahrhundert.“ Die bei aller Zwiespältigkeit kräftige und wirkungsreiche Persönlichkeit des Meisters wird eingehend gewürdigt, die in seinen Schriften niedergelegte Kunstlehre umfassend dargestellt, unsere Kenntnis von dem allgemeinen Kunstempfinden seiner Zeit gefördert. Bedeutungsvolle Hinweise auf Winckelmann, Lessing, Goethe und andere Kunstphilosophen und Dichter des 18. Jahrhunderts machen das Werk, das bei den Lesern tüchtiges Wissen voraussetzt, auch für die Literaturgeschichte wertvoll.

Der zweite Band der Briefe von Eugène Delacroix, deutsch von Wilhelm Stein, fesselt in hohem Maße, fast mehr noch als der erste*), da er einen noch größeren Reichtum in glänzenden Ausstrahlungen offenbart. Hier steht der Meister auf der Höhe des Schaffens vor uns, hier ist er zugleich ein reifer Lebensphilosoph, dessen Bemerkungen immer anregend wirken und nicht nur geistreich sind, sondern oft tiefe Weisheit mit künstlerischem Gepräge ver-

einigen. Von der Kunsttheorie will er, darin ganz ein Gegenstück zu Mengs, nicht viel wissen, um so lieber streut er in seine Briefe Betrachtungen über das Leben: er liebt, ein Schüler Rousseaus, die Natur und das Natürliche; er kennt die Enttäuschungen und Nöte des Daseins; er weiß, daß „die Illusionen vergehen eine um die andere; nur eine einzige bleibt, oder vielmehr ist es keine Illusion, es ist ein wirkliches Vergnügen; das einzige, worin die Bitterkeit der Klage sich nicht mischt. Es ist die Arbeit.“ Mit der lebens- und kunstgeschichtlichen Bedeutung des Werkes verbindet sich ein nicht geringer philosophischer und dichterischer Reiz. Die feinsinnige Übersetzung ist um so verdienstvoller, als die französische Ausgabe seit langer Zeit vergriffen ist. Durch Anmerkungen und Nachweislisten hat Wilhelm Stein den Wert seines auch im äußeren Gewande vornehmen Buches noch erhöht.

Zum kunstgeschichtlichen Gebiet gehört großenteils auch das zweibändige Werk von Michael Huber D. S. B. „Im Reiche der Pharaonen“, das über einen vierzehntägigen Aufenthalt des Verfassers in Ägypten berichtet. Die ausführliche Reisebeschreibung, besonders die Darstellung der Altertümer läßt zunächst einen viel längeren Aufenthalt vermuten, und man erstaunt, wenn man eine so geringe Dauer für das Einsammeln des hier verarbeiteten Stoffes herausrechnet. So frisch der unmittelbare Eindruck des Geschauten oft wiedergegeben ist, so würde man doch gern ein Wort über die sonstigen Quellen der eingehenden kultur- und kunstgeschichtlichen Abschnitte hören. Mehr breit als tief wirken die Bemerkungen über das gegenwärtige Leben in Ägypten, ziemlich belanglos die persönlichen Reiseerlebnisse. Am wichtigsten erscheint das, was der Verfasser, selbst

*) S. „Nord u. Süd“, Bd. 165, S. 107.

ein Geistlicher und Ordensmann, über das Christentum und das Mönchsleben in Ägypten erzählt. Hier bietet das Buch, das sich im ganzen seinem Inhalt wie seinem Plauderton nach an weiteste Kreise wendet, auch in höherem Sinne Wertvolles.

Kulturelle Rundschau.

Von Hans Brecht.

Frauenfrage und Verwandtes.

Liebe — dieses heilige Wort hat in unseren Tagen nicht mehr jene hohe Bedeutung wie damals, in der Zeit des Idealismus und jener längst versunkenen Romantik. Das ganze Leben hat eine andere Gestalt angenommen, es erscheint weniger göttlich als nur allzumenschlich. Die Gärten der Hesperiden sind verschwunden, der Olymp ist entthront, Arkadien ein Trugland, denn es hat weniger glückliche Bewohner, wie Schiller sie dichtete; der Olymp ist ein Berg wie jeder andere Berg und die Gärten der Hesperiden eben nur die schönen Gefilde des Südens. Und wie die ganze Welt nach der Götterdämmerung des Idealismus andere Gestalt, anderes Wesen angenommen, so auch das Wesen und die Seele des Weibes, das einst die Dichter in Hymnen zu besingen nicht müde wurden. Jene Zeiten, in denen dies geschah, ja, wo man eine Kunst ohne Verherrlichung des Weibes sich gar nicht vorstellen konnte, bedeuteten stets einen Höhepunkt der Kunst. Die gepriesenen Namen eines Byron, Hölderlin, Goethe und Schiller zeugen beredt für diese Tatsache. Die Meister der Musik gaben ihr Bestes: Thomas, Gluck, Mozart, Grieg und andere mehr.

Bis die Moderne, auf den Naturalismus gestützt, siegreich einer neuen Zeit die Prägung gab. Nietzsche, Strindberg, Bernhard Shaw, Sudermann und unzählige andere sind die Vertreter dieser neuen Richtung. Vielleicht war es die Folge der Wissenschaft und des Fortschritts im allgemeinen, die sich nun auf die Seele des Dichters erstreckte, ihn in einen Psychologen und Skeptiker wandelte. Keine Helena wurde in klassischen Versen gepriesen, kein Hyperion schloß den edelsten Bund mit der unsterblichen Diotima — Nora, Hedda Gabbler und Frau Warren waren die Frauen, die sich Dichter zu Vorbildern und Beispielen erkoren. Ohne Frage: Hier wurde Psychologie, eine Analyse der weiblichen Seele geboten, nicht aber jene Schönheit und Erhabenheit der antiken Welt, deren Poesie in reinster Form nichts anderes war, als in Worte gebannte Musik, als ein Weg zum Olymp, den Blumen und Lorbeer schmückten. Vielleicht besaß die spätschristliche Menschheit nicht mehr jene psychische und seelische Stärke, jenen Heroismus und die Sonnenhöhe der antiken Welt, die es erst möglich erscheinen lassen, soviel Schönheit, Glück und Genuß ohne Schaden zu ertragen; vielleicht fehlte ihr der Mut jener großen „Gottlosen“!

Vom Standpunkt der Wissenschaft aus gesehen, ist die Entgötterung des Weibes die Folge des durch die Moderne gesteigerten Lebens, des Kulturprozesses im allgemeinen; eine Reaktion und nicht unbedenkliche Ernüchterung des neuzeitlichen Menschen, dessen Seele ein Plus der erotischen und platonischen, das heißt der idealen Liebe, nicht mehr zu ertragen vermochte. Wie ein Zecher, der am Morgen nach durchschwelliger Nacht das Leben grau und reizlos findet, so empfanden ähnlich die Dichter der Neuzeit der Frau gegenüber. Eine der Hauptursachen bildeten zweifellos die sozialen Verhältnisse.

Die Frau, deren ureigentlicher Beruf noch zu Goethes Zeiten der häusliche Herd war, und die nach Erfüllung ihrer Pflichten nichts lieber hat, als ihren Geist am Vorn der klassischen Schönheit zu nähren, das heißt durch das freie Studium der Dichter und Denker einen idealen Kult der Seele zu treiben — dieser durchaus gesunde, nachahmenswerte Typ der Frau wurde bald im Laufe der Jahrzehnte verdrängt durch jenen Typ, wie wir ihn kurz als den modernen bezeichnen wollen. Die Frau, oder sagen wir ein großer Teil der Vertreterinnen des weiblichen Geschlechts, rang nunmehr nach „Gleichberechtigung“ mit dem Manne. Zunächst in gesellschaftlicher, dann in beruflicher und zuletzt in politischer Beziehung. Allerdings litten die europäischen Staaten, insbesondere die westlichen, an einer nicht unbedenklichen Übervölkerung, und außerdem überwog das weibliche Geschlecht. Daß es also mit in den Daseinskampf gezogen wurde, konnte unter Berücksichtigung der sozialen Verhältnisse begreiflich erscheinen, aber es fragt sich, ob diese Verhältnisse durch entsprechende Gesetze nicht hätten geändert oder überhaupt vermieden werden können. Hierüber später.

Wenn eine Frau von Jugend auf in männlichen Sitten erzogen würde, so nähme zweifellos auch ihr ganzes Wesen männliche Art an. Es fände also eine Umbildung zum Schaden ihres angeborenen Geschlechts statt, eine Ver-sündigung gegen die Natur würde begangen. Zwar ist, wenn in der Gegenwart die Frau einen Beruf ergreift, in dem eigentlich, wie z. B. in den öffentlichen Ämtern, nur Männer vertreten sein sollten, damit noch keine Ver-sündigung gegen die Natur in strengem Sinne begangen, jedoch wirkt eine derartige Tätigkeit, zumal wenn sie von Geschlecht zu Geschlecht fortgesetzt wird, zweifellos degenerierend und metamor-

phosierend auf die Psyche der Frau. Genealogisch ergibt sich folgendes: Die Seele der Kinder solcher in männlichen Berufen tätigen oder tätig gewesen Frauen erleidet, infolge der Heredität und der damit verknüpften Bedingungen, eine Beeinträchtigung ihres ursprünglichen Wertes. Die Seele des Mannes wird ein Zuviel von der Seele des Weibes haben, und umgekehrt. Die mannigfachen Verirrungen auf dem Gebiete des Sexuellen bestätigen die Richtigkeit dieses Schlusses.

Die Realität des modernen Berufes wie die als Folge seiner Anstrengungen so vielgenannte Nervosität bilden leider auch die Ursache, auf die jene beklagenswerte Verflachung des weiblichen Gemüts zurückzuführen ist. Denn eine Vertiefung, eine Reinhaltung des letzteren vor schädlichen Einflüssen kann meines Erachtens nur im Fernhalten von allen Beschäftigungen erzielt werden, für die männliche Nerven und männlicher Geist erforderlich sind. Nicht zu unterschätzen ist ferner die Wirkung des Großstadtlebens auf den überwiegenden Teil des weiblichen Geschlechts, d. h. die Wirkung jenes leichten, oberflächlichen Lebens auf die Seele des heranreifenden Weibes, das, im Gegensatz zum Manne, gewissen äußeren Einflüssen viel leichter erlegen ist. Hierzu zähle ich auch die mehr beliebten als Anstand und Sitte verratenden Auswüchse auf dem Gebiete der Kleidermode, sowie alle jenen bunten Abwechslungen, die geeignet erscheinen, die Frau ihrer eigentlichen Bestimmung zu entfremden, ihr Innenleben zu disharmonisieren. —

Man behauptet, mit dieser sozialen Entwicklung müsse gerechnet werden, sie sei eine Folge der Übervölkerung, insbesondere der Großstädte, und es sei unmöglich, auf diesem Gebiete zu einer Reform zu gelangen. Letzteres erscheint mir im Gegenteil nicht ganz aussichtslos. Es könnte z. B. mit einer all-

m ä h l i c h e n Ausschaltung aller männlichen Berufe für das weibliche Geschlecht begonnen werden. Die diesem früher gezahlten Gehälter fallen bis zu einer bestimmten Höhe dem Manne zu, der so in die Lage versetzt wird, seine Familie von nun an besser und mit weniger Sorge um die Zukunft unterstützen zu können. Die Tätigkeit der Frau dürfte sich also, nach diesem Vorschlag, lediglich auf weibliche oder solche Berufe beschränken, in denen sie als Gehilfin fungiert (wie z. B. als Krankenschwester, wobei ihre weiblichen Eigenschaften ihr vortrefflich zustatten kommen), und in denen ihr nicht Gelegenheit gegeben ist, als Konkurrentin des Mannes aufzutreten.

Daß selbst die schwierigsten inneren Reformen, mit der erforderlichen Energie betrieben, möglich und ausführbar sind, hat der Weltkrieg gelehrt. Auch die Frauenfrage wird eines Tages erneut die Öffentlichkeit beschäftigen, und es bleibt nur zu wünschen, daß es Psychologen und Staatsmännern gelingen möge, einen Wandel zugunsten der Frau zu schaffen!

Der Kampf um die Seele ist auch ein Kampf um die Frau. Trotz allem „Naturalismus“ und „Materialismus“ ist und bleibt es unsere Pflicht, die Seele des Menschen höherzubilden, an-

statt sie zu profanieren. Und da erst beide Geschlechter ein harmonisches Ganzes bilden, so ist die Veredlung der Seele erst dann zu einer idealen Wirklichkeit geworden, wenn sie auch im Weibe wirklich und wahrhaft zu werden beginnt. Denn letzten Endes sind alle Fortschritte in Technik und Wissenschaft nur von sekundärem Werte, sobald der Mensch, Mann wie Weib, seiner vornehmsten Bestimmung: ein höheres, gottähnliches Wesen zu sein, verlustig geht!

Berichtigung.

Im Septemberheft muß es in dem Aufsatz: „Der Milliardenbedarf zur Wiederbelebung der Vautätigkeit in der Übergangszeit und die Zwangswirtschaft“ von Professor Bodo Ehardt heißen:

§. 283. Fußnote: Bauwelt (nicht: Baumelt).

§. 284. Zeile 17 von unten: kosteten (nicht: kosten).

§. 287. Zeilen 8, 11 und 13 von unten: 23 (nicht: 22).



Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt fürstl. Nr. 6308.) — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Edwin Bruck in Breslau. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkó), Budapest V, Dorottya-utca 2. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

Schlesische Buchdruckerei  Kunst- u. Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender A.-G., Breslau III.



Kriegsliteratur.



Sei stolz, daß du ein Deutscher bist.

Ernst und heitere Kriegsgeschichten von
Robert Misch.

Geheftet M. 3,50, gebunden M. 5.—

Mit dem gesunden Blick des Wirklichkeitsanschauers und dem nachsichtsvollen Lächeln des Humoristen hat Misch hier den Krieg betrachtet, dessen idyllische und düsterliche Geschehnisse er in lebendigen Strichen spiegelt. **Berliner Tageblatt.**

Bereits in dritter Auflage
erschien die Kriegsliedersammlung

Auf bebender Erde.

Zeitgedichte in 1 Bändchen. 116 Seiten

von **Hermann Kienzl.**

Preis broschiert M. 2,50, gebunden M. 3,50.

Die Sammlung von Kriegsliedern „Auf bebender Erde“ hat den schönsten Vorzug einer großen Vielseitigkeit der allermaunigstesten Stimmungen und Gefühle an sich, die sich schon in dem reichen Formenwechsel andeuten. **Der Tag.**

Suldoatalaba.

Gedichte und Erzählungen in schlesischer Mundart

von **Hans Rögler.**

1 Band. Preis brosch. M. 2,50, gebunden M. 3,50

Offenbar einer ererbten Begabung folgend — sein Onkel war der bekannte schlesische Dialektdichter Robert Mischler — hat der Verfasser sich der heimatischen Mundart bedient, die er naturgetreu bis in die feinsten Einzelheiten zum Ausdruck bringt; eine Bestimmung, die Anerkennung verdient; denn die Eigenart des Schlesischen ist schriftsprachlich viel schwerer wiedergegeben als andere Dialekte, wie Platt oder bayerische Mundart.

Berliner Morgenpost.

Schläsches Kriegsbrut.

Gedichte in schlesischer Mundart von **Karl Klings.**

Preis brosch. M. 2.—, gebunden M. 3,50

In epischen und lyrischen Stimmungsabildern, in humoristisch gemüthvollen wie in satirisch gezielenden Versen schildert der „schlesische Klaus Groth“, wie die „Dichterstimmen der Gegenwart“ den Verfasser nennen, neben ernsten und keltischen Soldatenfeiern namentlich die Sorgen und Mühen der Daheimgebliebenen, der schlesischen Frauen und Mädchen.

Strehlener Kreis- und Stadtblatt.

Das Schwert des Eberub.

Gedichte aus großer Zeit von

Alex-Victor von Granthenberg u. Ludwigsdorf.

1. Band. 56 Seiten 8° mit Bildnis des Verfassers.
Preis broschiert M. 1,50, gebunden M. 2,50.

Der Verfasser weiß diese Kriegsgedichte nicht nur mit seiner ganzen scharfgeprägten Eigenart zu erfüllen, sondern auch mit den erhabenen Empfindungen, die ihn selbst befeelen, den Leser zu begeistern und zu ergreifen.

Pichale Schuster als Landsturmer

Mehr heitere als ernste Kriegsabenteuer
in schlesischer Mundart

erzählt von **Karl Wilhelm Mischler**

2 Bände. — 1 Bd. geh. M. 4,50; geb. M. 6.—

„Der Landsturmer „Pichale Schuster“, dessen Kriegserlebnisse hier erzählt werden, ist eine köstliche Figur, deren Bekanntheit zu machen allen Freunden eines guten wahren Humors nicht genug anempfohlen werden kann. Besonders sei noch auf den reichen und kühnlichen, dem Inhalt trefflich angepaßten Bilderschatz hingewiesen.“

Ei Königs sem Rucke.

Lustige Geschichten in schlesischer Mundart

von **Hans Rögler.**

1 Band. 7 Bog. Preis brosch. M. 2.—, geb. M. 3.—

Auch in diesem Werke erweist sich der Verfasser wieder als ein mundartlicher Schriftsteller von hoher Begabung, vor allem als ein Humorist im wahrsten und besten Sinne des Wortes. Seine „lustigen Geschichten“ aus Krieg und Frieden bilden eine schöne Gabe für alle Deutschen daheim und im Felde, insbesondere aber für seine engeren schlesischen Landsleute

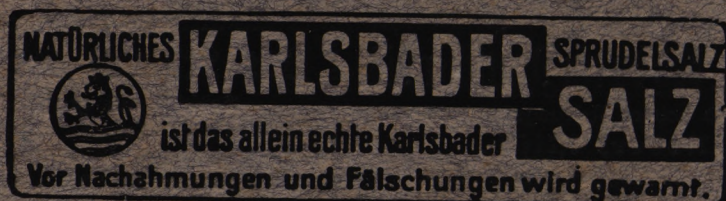
Von Lebenslust und Todesgrauen

Kriegserzählungen von **Hans von Sielen.**

1 Band 8° 10 Bog. Preis geheftet M. 3.—, geb. 5.—

Die Wechselwirkungen zwischen Krieg und Mensch, sei es daheim oder im Felde, sind hier von einem selten Beobachter und guten Kenner der menschlichen Seele und aller ihrer Regungen in vornehmster Form zu abwechslungsreicher, lebendiger, ergreifender Darstellung gebracht und werden diese selbstbesten Schilberingen des hervorragenden Erzählers hohes Interesse bei allen Lesern erwecken und bald Eingang in Familien, die selbst ein liebes Mitglied im Felde haben, finden.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, wie durch den Verlag
v. S. Schottlaender A.-G., Breslau III



Schlesische Buchdruckerei,



Kunst- und Verlags-Anstalt

v. S. Schottlaender A.-G., Breslau III

Durfmusikke

Halbmonatschrift für schlesische Mundart

im Dienste von

Heimatliebe • Heimatschutz • Heimatkunst

Gegenwärtig auf den Kriegston gestimmt

Herausgeber **Karl Wilhelm Michler.**

5. Jahrgang — Vierteljährlich 6 Nummern — Preis 90 Pfennige.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.